

Angela Merkel, Nicolas Sarkozy, Theresa May, Henryk M. Broder, Bassam Tibi

DIE WELTWOCH

Nummer 36 – 8. September 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

SABOTEURE

Diese Politiker sägen an der Demokratie



Kurt Fluri, FDP



Isabelle Moret, FDP



Matthias Samuel Jauslin, FDP



Philippe Nantermod, FDP



Duri Campell, BDP



Gerhard Pfister, CVP



Ruth Humbel, CVP



Marco Romano, CVP



Tiana Angelina Moser, GLP



Cédric Wermuth, SP



Angelo Barrile, SP



Nadine Masshardt, SP



Cesla Amarelle, SP



Valérie Piller Carrard, SP



Balthasar Glättli, Grüne



Marianne Streiff-Feller, EVP



36

Adventsfahrten auf Rhein und Main

mit Luxusschiff MS Charles Dickens ❄️❄️❄️



Es het solangs het
Rabatt*
Fr. 600.-
* Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Basel–Würzburg–Nürnberg

8 Tage ab Fr. 890.- (Rabatt Fr. 600.- abgezogen, Hauptdeck, Vollpension)

- **Bezaubernde Weihnachtsmärkte**
- **Barockstädte in weihnachtlichem Glanz**
- **Entschleunigen auf Luxusschiff**

1. Tag Basel Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 15.00 Uhr. Um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».

2. Tag Speyer Am Nachmittag freie Zeit in der Domstadt zum Besuch des Weihnachtsmarktes in historischer Kulisse.

3. Tag Aschaffenburg Busausflug* nach Miltenberg oder Bummel über den Weihnachtsmarkt vor malerischer Schlosskulisse in der romantischen Altstadt.

4. Tag Wertheim Am Nachmittag Rundgang* durch die mittelalterliche Altstadt und Besuch des Glasmuseums.

5. Tag Würzburg Vormittags Ankunft und am Nachmittag Rundgang* durch die Barockstadt mit bischöflicher Residenz und charakteristischen Burghäusern. Empfehlenswert ist auch ein Besuch des Weihnachtsmarktes.

6. Tag Bamberg Geniessen Sie die zauberhafte Atmosphäre und die Düfte des Weihnachtsmarktes im Herzen der alten fränkischen Kaiser- und Bischofsstadt.

7. Tag Nürnberg Stadtrundfahrt-/gang* am Nachmittag mit Besichtigung vieler Baudenkmäler innerhalb der imposanten Stadtmauern. Ein Höhepunkt dieser Reise ist der Besuch des weltberühmten Nürnberger Christkindlesmarktes.

8. Tag Nürnberg–Schweiz Nach dem Frühstück Ausschiffung und Rückfahrt mit dem Bus nach St. Margrethen oder Zürich. Individuelle Heimreise.

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit französischem Balkon



Nürnberg–Basel

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge mit Halt in Strasbourg statt Speyer und Miltenberg statt Aschaffenburg.

* Im Ausflugspaket (4 Ausflüge Fr. 80.-) enthalten, vorab buchbar
Programmänderungen vorbehalten

Wegen niedriger Brücken kann das Sonnendeck zwischen Frankfurt und Nürnberg nur wenig benutzt werden.

MS Charles Dickens*****

Luxusschiff mit 76 Kabinen für 150 Gäste. Alle Kabinen mit Dusche/WC, TV, Safe, Wasserkocher, Pult mit Stuhl und individuell regulierbarer Klimaanlage. Die Kabinen des Mittel- und Oberdecks (15 m²) haben franz. Balkone, wie auch die Einzelkabinen (12 m²). Die Fenster der Hauptdeck-Kabinen (13,5 m²) sind nicht zu öffnen. Die Suiten auf dem Oberdeck (22,5 m²) haben zusätzlich Balkon und Sitzecke. Bordeinrichtung: grosszügiges Restaurant, Panorama-Salon/ Bar, «Midsummer»-Bar, Bibliothek, Fitnessraum, Sauna, Massage, Coiffeur, Boutique, Sonnendeck, Whirlpool, Putting Green und Schach. WLAN gegen Gebühr. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

MS Charles Dickens*****



Reisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

Basel–Nürnberg	Nürnberg–Basel
24.11.–01.12. 600	01.12.–08.12. 600
08.12.–15.12. 600	

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	1490
2-Bettkabine Mitteldeck hinten mit franz. Balkon	1690
2-Bettkabine Mitteldeck mit franz. Balkon	1790
1-Bettkabine Mitteldeck mit franz. Balkon	1890
2-Bettkabine Oberdeck hinten mit franz. Balkon	1890
2-Bettkabine Oberdeck mit franz. Balkon	1990
Suite Oberdeck mit Privatbalkon	2390
Zuschlag zur Alleinbenutzung	auf Anfrage
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	54

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Nürnberg–St. Margrethen/ Zürich oder v.v. Weitere Details unter www.thurgautravel.ch

Weitere Adverts-/Weihnachtsfahrten

MS Edelweiss*****

Basel–Colmar–Strasbourg–Basel

4 Tage ab Fr. 390.- (Rabatt Fr. 100.- abgezogen, Hauptdeck, VP)

Abfahrten ab 24.11. bis 29.12.16

Basel–Rotterdam–Amsterdam–Basel

9 Tage ab Fr. 1140.- (Rabatt Fr. 650.- abgezogen, Mitteldeck, VP)

21.12.–29.12.16

MS Thurgau Ultra*****

Basel–Speyer–Köln–Basel

6 Tage ab Fr. 790.- (Rabatt Fr. 400.- abgezogen, 08.12., Mitteldeck, VP)

Abfahrten ab 08.12. bis 28.12.16

MS Antonio Bellucci*****

Basel–Breisach–Strasbourg–Basel

3 Tage ab Fr. 190.- (Rabatt Fr. 200.- abgezogen, 13.12., Hauptdeck, VP)

Abfahrten ab 03.11. bis 17.12.16

Weitere Details finden Sie im Internet.

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550

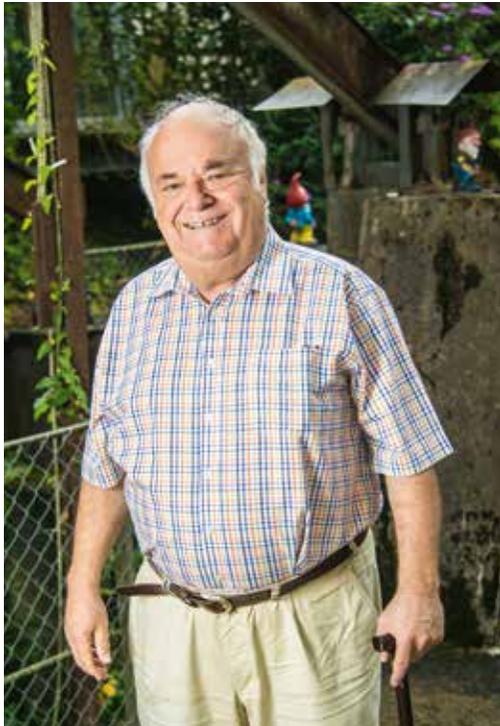


Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Es ging ein Ruck durchs Land, als Jürg Jegge vor vierzig Jahren sein schulkritisches Buch «Dummheit ist lernbar» publizierte. 200 000 Exemplare gingen über den Ladentisch, der Sonderschullehrer aus Embrach ZH wurde auf



«Lehrer der Nation»: Jürg Jegge.

einen Schlag zum bekanntesten Pädagogen des Landes. Kultur-Redaktor Rico Bandle hat den umtriebigen Lehrer besucht und festgestellt: Die Streitlust des 73-Jährigen ist noch immer ungebrochen, ebenso seine Liebe zu jenen Schülern, die als «verhaltensauffällig» gelten. Obwohl viele seiner Forderungen mittlerweile umgesetzt worden sind – mit der Schule heute ist er überhaupt nicht zufrieden. Seite 14

Kaum je ist ein Volksentscheid in der Schweiz derart ignoriert worden wie bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Zu beobachten ist eine Art Machtergreifung der Politiker. Die meisten Medien schauen nur verschämt zu, man will ja nicht noch der SVP Auftrieb geben. Bundeshaus-Redaktor Hubert Mooser zeichnet die Chronologie eines angekündigten Skandals nach – von der Abstimmung im Februar 2014 bis zum Entscheid der Nationalratskommission letzte Woche. Markus Schär porträtiert den Solothurner FDP-Mann Kurt Fluri, der als «Architekt» der Sabotage-Vorlage gefeiert wird. Wirtschaftschef Beat Gygi liefert die jüngsten Zahlen und Fakten zur Zuwanderung. Schliesslich fühlt Roger Köppel CVP-Präsident Gerhard Pfister auf den Zahn. Seite 20–28

Nationalrat Pirmin Schwander (SVP) steht im Fokus der jüngsten Kesb-Affäre. Dem Kritiker

der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde wird «Gehilfenschaft zur Entführung» vorgeworfen. Eine verzweifelte Mutter, deren Mädchen fremdplatziert wurde, flüchtete mit dem Kind ins Ausland. Schwander unterstützte sie, damit sie ihren Anwalt bezahlen kann. Alle reden über den Fall, doch die Hintergründe blieben unklar. Inland-Chef Philipp Gut hat recherchiert und ein menschliches Drama zutage gefördert. Taugt der Fall als Schulbeispiel für die überbordende Macht der Kesb? Seite 36

Basel-Stadt – das ist der Kanton, in dem selbst die Bürgerlichen links sind. Dieses Bonmot existiert seit langem, und es hat etwas Wahres. Basel ist stinkreich, dank gutsituierter Oberschicht und der Pharma-Industrie. Man kann sich darum politische Utopien und grüne Ökoexperimente leisten. Entsprechend ist der Um-



Hilft Kesb-Opfern: Pirmin Schwander.

gangston unter Politikern vornehm und harmonisch. Doch jetzt äussert sich Strippenzieher Christoph Brutschin in einer aggressiven Art und Weise, die so gar nicht zu Basel passen will. Was ist los am Rheinknie? Seite 40

Wer noch nie davon gehört hat, reagiert in der Regel mit Stirnrunzeln: Transplantation der Gebärmutter? Um Kinder zu kriegen? Was für einige wie ein Witz tönt und für viele etwas Blasphemisches hat, ist ernst gemeint. Mediziner in Schweden haben es schon hinbekommen, jetzt wollen auch Spitzenärzte in Zürich das Kinderkriegen per fremde Gebärmutter ermöglichen. Die beiden verantwortlichen Medizinprofessoren, Pierre-Alain Clavien und Bruno Imthurn, legen erstmals in einem gemeinsamen Interview dar, warum sie sich für das Projekt engagieren. Seite 54

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– ww(inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Rita Kempter,

Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Im Zentrum der extremsten Missionen stehen aussergewöhnliche Männer, die täglich Spitzenleistungen erbringen und für ihre Sicherheit nur den leistungsstärksten Instrumenten vertrauen. Im Zentrum der extremsten Missionen steht auch die Avenger von Breitling. Alle Avenger-Modelle stehen für Kraft, Präzision und Funktionalität. Sie sind ultrarobust und von 100 bis 3000 Meter wasserdicht. Die Automatikwerke dieser authentischen «Instruments for Professionals» sind von der COSC als einziger auf einer internationalen Norm basierenden Referenz für Zuverlässigkeit und Präzision Chronometer-zertifiziert. Willkommen in der Welt der Extreme. Willkommen in der Welt von Breitling.



LES AMBASSADEURS

THE LEADING HOUSE OF LEADING NAMES

KAPELLPLATZ 5, 6004 LUZERN +41 41 227 10 50
BAHNHOFSTRASSE 64, 8001 ZÜRICH +41 44 227 17 17

WELCOME TO OUR WORLD



AVENGER BANDIT



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Gault Millau's Hotel
des Jahres 2017



Leserangebot – Hotel-Arrangement der Superlative Gestatten: Andermatt, «The Chedi Andermatt»

Was der schillernde Investor Samih Sawiris mit «The Chedi Andermatt» in einer der schönsten Ferienregionen der Schweiz verwirklicht hat, sucht auf der Welt seinesgleichen. Gönnen Sie sich ein paar unvergessliche Tage in einem der berühmtesten und exklusivsten Luxushotels der Gegenwart.

Umgeben von Schweizer Alpen, setzt das «The Chedi Andermatt» in jeder Hinsicht neue Massstäbe. Perfekt fügt sich das von Stararchitekt Jean-Michel Gathy im Chalet-Stil gestaltete 5-Sterne-Superior-Luxushotel ins Urner Urserntal ein. Vor der atemberaubenden Kulisse hatte 1964 schon James Bond als Geheimagent 007 in «Goldfinger» mit seiner wilden Verfolgungsfahrt für Furore gesorgt.

Die Gastronomie in «The Chedi Andermatt» ist eine kulinarische Weltreise. In «The Restaurant» werden Zentralschweizer und europäische Gerichte sowie fernöstliche Spezialitäten serviert. «The Japanese Restaurant» bietet Delikatessen wie authentisches Sushi, Sashimi oder Tempura auf höchstem Niveau. Und in «The Club House» beim Golfplatz von Andermatt Swiss Alps geniesst man italienische und Schweizer Köstlichkeiten.

Alpenhölzer und Naturstein bestimmen die Atmosphäre in den stilvollen und gemütlichen Zimmern und Suiten. Auch im mehrfach ausgezeichneten «Spa and Health Club» bleiben auf 2400 Quadratmetern mit beheizten Aussenbecken, 35 Meter langem Innenpool, Bio- und finnischen Saunas sowie Sol-Bio-Dampfbad, modernsten Fitnessgeräten, edlen Lounge-Sofas und Behandlungen vom Allerfeinsten keinerlei Wünsche offen.



Platin-Club-Spezialangebot

«Summer in Style»
in «The Chedi Andermatt»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen
- Garantiertes Zimmer-Upgrade
- Exklusives Welcome-Amenity-«Alpine Platter» inkl. 1 Flasche Hauswein
- «The Chedi Grand Breakfast»-Buffet (täglich)
- Exklusives 4-Gang-Menü in «The Restaurant»
- «Alpierre Mountain Massage»
- Eintritt für «The Spa and Health Club»

Spezialpreise:

Anreise: Sonntag bis Freitag:
ab Fr. 825.– pro Person* (statt Fr. 935.–)
Anreise: Freitag bis Sonntag:
ab Fr. 975.– pro Person* (statt Fr. 1135.–)
*Deluxe-Room zur Doppelbenutzung

Buchung:

Reservieren Sie unter Tel. 041 888 74 77
oder reservations@chediander matt.com.
Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben.
Gültig bis Ende September 2016.

Veranstalter:

The Chedi Andermatt
www.chediander matt.com

www.weltwoche.ch/platinclub



Despoten

Eine derart krasse Missachtung des Volkswillens ist neu. Die FDP gibt die Schweiz preis.

Von Roger Köppel

Seit bald drei Jahren setzen die Abstimmungsverlierer alles daran, das gegen ihren Willen angenommene Volksbegehren gegen die Masseneinwanderung still und heimlich zu beerdigen. Der Bundesrat, die Linke, aber auch die bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der SVP haben nie auch nur den Hauch eines Zweifels daran gelassen, dass eine verfassungsgemässe Inkraftsetzung des Zuwanderungsartikels für sie nicht in Frage komme. Krampfhaft, verbissen, ja mit schneidender Verachtung demokratischer Gepflogenheiten suchten die Verlierer deshalb nach einer Scheinlösung, die darin bestehen sollte, die von Volk und Ständen beschlossene eigenständige Steuerung der Zuwanderung auf legalem Weg wieder auszuhebeln. Diese Scheinlösung wurde nun gefunden. Selbst Rechtsprofessoren, die der SVP nicht nahestehen, sprechen mit Blick auf den Gesetzesentwurf von einer «prekären Umsetzung». Ein Jurist der Uni Bern vermutet, mit dem Vorschlag der Staatspolitischen Kommission werde die Masseneinwanderungsinitiative zu bestenfalls «einem Prozent» verwirklicht.

Die Machtergreifung der Politiker wird von den meisten Medien gnädig bis wohlwollend kommentiert. Vielen Redaktionen scheint der Verfassungsbruch derart offensichtlich, dass man das aufsteigende Gefühl der Peinlichkeit am besten dadurch dämpft, dass man gar nicht erst darüber berichtet. Unbestritten ist: Eine derart krasse Missachtung des Volkswillens ist neu. Gewiss: Schon früher gab es Verfassungsverkrümmungen, aber noch nie wurde die Bundesverfassung so planvoll und hinterlistig ausser Kraft gesetzt. Die Urheber des Staatsstreichs reden sich heraus. Sie sagen, schon beim Alpenschutz und bei der Zweitwohnungsinitiative habe es freihändige Auslegungen gegeben. Das stimmt zwar und ist unsauber, aber in beiden Fällen wurden unter Einbezug der Initianten gutschweizerische Lösungen gefunden, die immerhin vom Willen getragen waren, einen wechselseitigen Interessenausgleich zum Wohl der Sache herbeizuführen. Dieser Wille fehlte diesmal vollständig. Die Abstimmungsverlierer bildeten von Beginn weg eine parteiübergreifende nationale Front zur gezielten Abwürgung des ungewollten Volksentscheids. Ist es Rache, ist es Rechthaberei, oder war es einfach dumpfer Neid, der die Kommission bewog, dem siegreichen Gegner eins auszuwischen? Demokratie heisst: Mehrheit vor Wahrheit. Die



«Stiller Staatsstreich.»

Saboteure des Volkswillens stellen ihre subjektive Wahrheit über die Mehrheit des Souveräns.

Und natürlich ist es eine Nichtumsetzung: Der Verfassungstext, dem die Bürger trotz massiver Staats- und Parteienpropaganda zustimmen, fordert unmissverständlich eine «eigenständige» Steuerung der Zuwanderung durch «Inländervorrang», «Höchstzahlen» und «Kontingente». Nichts davon findet sich in der Vorlage der Staatspolitischen Kommission. Selbst das, was als «Inländervorrang» verkauft wird, ist keiner, denn der Bundesrat kann lediglich anordnen, dass Unternehmen freiwerdende Stellen bei den Arbeitsämtern melden, aber er kann nicht verbindlich durchsetzen, dass auch Inländer angestellt werden.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Alle Massnahmen, die unsere Behörden über diese zahnlose Meldepflicht hinaus ergreifen würden, wären vorher mit Brüssel abzusprechen und von der EU zu bewilligen. Der Kniefall ist total, und er ist aussenpolitisch dumm. Jetzt werden wir nie in Verhandlungen herausfinden können, wie weit Brüssel der Schweiz bei der Personenfreizügigkeit entgegengekommen wäre. Eine Kommissionsmehrheit ist bereit, die Waffen zu strecken, bevor die Auseinandersetzungen richtig begonnen haben. Man kapituliert auf Vorrat. Erneut.

Die Architektin dieser Unterwerfung heisst FDP. Es ist tragisch, dass die Partei, die den unabhängigen Bundesstaat 1848 gegen internationale Widerstände heldenhaft durchboxte, heute an der Spitze derer steht, die diesen Staat, ein bemerkenswertes Erfolgsmodell, durch die feige Unterwerfung unter eine dysfunktionale EU scheinchenweise preisgeben. Die Kommissionsfreisinnigen um den windigen Juristen Kurt Fluri sind mit ihren angstschlotternden Forderungen noch hinter die vorsichtigen Vorstösse der Wirtschaft zurückgefallen. Die Verbände wären bereit gewesen, massvolle Höchstzahlen und Kontingente bei überbordender Zuwanderung auch ohne Genehmigung aus Brüssel, eben eigenständig, einzuführen. Aber selbst dazu fehlte dem panischen Freisinn der Wille oder die Kraft oder beides.

Das immerhin wird jetzt dreidimensional zur Kenntlichkeit entstellt: Im Zweifelsfall steht die FDP nicht mehr zur Schweiz. Sie kuscht vor der EU, sie stellt die Interessen der EU über die präzise formulierten Willensbekundungen der Stimmbürger. Bei der Bundesstaatsgründung mussten die Franzosen noch zwei Divisionen an die Schweizer Grenze beordern, bis in Bern etwas Nervosität aufkam. Heute reicht ein Räusperrn der EU, damit die Freisinnigen die Bundesverfassung fallenlassen. Man versteht gar nicht, woher diese eklatante Selbstauflösung von Zivilcourage und staatsbürgerlicher Gesinnung letztlich kommt. Wie man hört, war es der irrlichternde Ex-Präsident Philipp Müller, den ein fiebriger Hass auf die SVP antreibt, der die FDP in die empfangsbereiten Arme der Euroturbo-Linken um Parteichef Christian Levrat steuerte. Im Quervergleich war die von Gerhard Pfister geführte CVP, die erst ganz am Schluss kippte, für einmal fast stabil.

Es ist ein stiller Staatsstreich gegen die direkte Demokratie im Gang. Politiker und Richter greifen nach der Macht. Vom Volk beschlossene Verfassungsbestimmungen werden stinkfroh abserviert. Internationale Verträge sollen Volksentscheide kippen. Despoten machen sich breit in Bern. Wenn Volksentscheide nicht mehr gelten, hilft nur noch eines: Der Stimmbürger muss sich die Namen merken und bei den nächsten Wahlen schleunigst das antidemokratische Personal im Bundeshaus auswechseln.



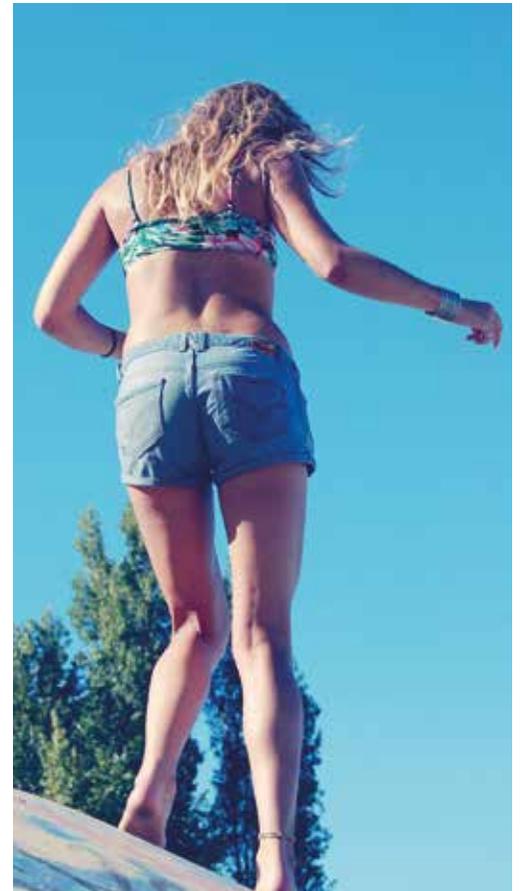
Sonnenkönig: Christoph Brutschin. Seite 40



Gehirnwäsche: IS-Kinder. Seite 50



Habitus einer Lady: Theresa May. Seite 52



Die neuen Tussis: Seite 62

Kommentare & Analysen

7 Editorial

11 Kommentar Lust am Dreinreden

11 Im Auge John Malone, Autokäufer

12 Justiz Böse Bullen

12 Migration Asylrecht aussetzen

13 Südostasien Machtloser Moralist

13 Feminismus Barbusig

14 «Problemkinder sind interessanter»

Jürg Jegge über das Schweizer Schulsystem

18 Personenkontrolle Wasserfallen, Girod etc.

19 Nachruf Attila Szenogrady, Journalist

20 Chronik einer angekündigten Sabotage

Die Sabotage der Initiative zur Masseneinwanderung

22 Masseneinwanderung Was bringt der Entwurf?

23 Verbände Überraschung für Economiesuisse

24 Kurt Fluri Biegsamer Drahtzieher

25 Demokratie Vorteile eines EU-Rahmenvertrags

26 Arbeitsmarkt Zuwanderung in Zahlen

27 Initiativen Balance- und nicht Kraftakt

28 «Auf einmal starre Fronten»

CVP-Präsident Gerhard Pfister über den Volkswillen

29 Medien Schläfriger Riese

30 Die Deutschen Mehr Erfolg

30 Wirtschaft Fehlentwicklungen der Geldpolitik

31 Ausland Trump goes to Mexico

32 Mörgeli Vier Jahre Party-Bern

32 Bodenmann Der unheimliche Sustenpass

33 Medien Alles im Griff

33 Gesellschaft Karriereberatung

34 Darf man das? / Leserbrief

Hintergrund

36 «Eine gute Mutter»

Sarah C. floh mit ihrer Tochter vor der Kesb ins Ausland

40 Aus dem Tritt

Der Basler Sozialdemokrat Christoph Brutschin

42 Missgeburt oder Sozialheiligtum?

Die AHV befindet sich in einer prekären Schieflage

44 «Überzogene Anforderungen»

Swiss-Life-Chef Patrick Frost über die Finanzmarktaufsicht

46 Weltmeister der Nächstenliebe

Das Volk gegen das politische und mediale Establishment

47 Europa Was ihr wollt

48 Sarkozy und das Wunderkind

Frankreich sucht den nächsten Präsidenten

50 Die Bombenkinder vom Euphrat

1200 Kinder stehen für Selbstmordattaken bereit

52 Die Eiskönigin

Die britische Premierministerin Theresa May und die Schweiz

57 Aargau Horrortrip in die Verkehrspsychiatrie



«Komplexer Eingriff»: Mediziner Pierre-Alain Clavien und Bruno Imthurn. Seite 54

Interview

54 «Kinderlosigkeit ist eine Krankheit»

Die Zürcher Medizinprofessoren Pierre-Alain Clavien und Bruno Imthurn wollen Gebärmütter verpflanzen und so Frauen zu einem Kind verhelfen

Stil & Kultur

58 Ikone der Woche Broders Welt

60 Zugewanderter Judenhass

Der gefährlichste Antisemitismus kommt aus der Welt des Islam

62 Eine Art Subkultur

Mädchen haben ein anderes Verständnis von Weiblichkeit als ihre Mütter

64 «Das Feuer brennt»

Der Solothurner Heinz Frei zählt zu den Top-Favoriten bei den Paralympics

66 Top 10

66 Kino «The Light Between Oceans»

67 Jazz John Beasley

68 Namen Einzigartige Meinungsvielfalt

71 Hochzeit Estibaliz Carranza

71 Thiel AfD

72 Wein Cap de Barbaria Formentera 2010

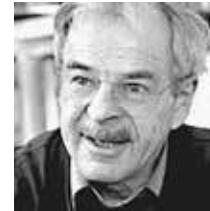
72 Zu Tisch The Restaurant im Hotel The Dolder Grand, Zürich

73 Auto BMW 750Li xDrive (2)

74 MvH trifft Tomas Prenosil, Sprüngli-Mitinhaber

Autoren in dieser Ausgabe

Wolf Linder



Der Berner Politologe ist Mitglied der SP und war Mitautor des sozialdemokratischen «Gurten-Manifests».

In seinem Beitrag erklärt er, warum seiner Meinung nach ein EU-Rahmenvertrag für die Schweiz von Vorteil sein könnte. Seite 25

Bassam Tibi



Der deutsche Politikwissenschaftler ist gebürtiger Syrer und gilt als vehementer Kritiker der deutschen Flüchtlingspolitik. Er warnt vor einem unberechenbaren Antisemitismus,

der sich als Folge der Zuwanderung ausbreiten könnte. Seite 60

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCH

Steuern hinterziehen oder sparen?



Hilfreiche Antworten rund um Steuerfragen:
Guder ist der digitale Berater des Beobachters.

GUIDER.CH – So geht Entscheiden heute.

Lust am Dreinreden

Von Beat Gygi — Das Gesundheitswesen wäre nicht so schwierig zu reparieren, wenn die Politik den Krankenkassen nur genügend Freiraum liesse.



Blick nach Deutschland: Bundesrat Berset.

Innenminister Alain Berset bringt weitere Massnahmenpakete auf den Weg, um im Gesundheitswesen die Kosten zu bekämpfen und die Beteiligten zu besserem Verhalten zu erziehen. Tatsächlich bekommt man beim Anblick der Zahlen das Gefühl, so könne es nicht weitergehen. Seit der Einführung des Krankenversicherungsgesetzes Anfang 1996 sind die Gesundheitsausgaben in der obligatorischen Krankenversicherung jährlich im Durchschnitt um etwa vier Prozent gestiegen. Nimmt man Grund- und Zusatzversicherungen zusammen, steht man heute vor einer Verdoppelung der damaligen Ausgabensumme. Rund 75 Milliarden Franken gibt man in der Schweiz pro Jahr aus, um Spitäler, Ärzte, Medikamente, Therapeuten und Hilfsmittel zu bezahlen. Dabei hatten sich 1995 viele vom neuen Gesetz erhofft, es werde dem damals schon rasanten Kostenwachstum endlich ein Ende setzen.

Zunehmende Sorglosigkeit

So schlecht waren die Anlagen des Gesetzes eigentlich gar nicht. Klar, mit dem Obligatorium wurde die Versicherungspflicht für alle im Gesundheitswesen eingeführt, und das hat als Nebenwirkung bei Patienten eine zunehmende Sorglosigkeit und Anspruchsmentalität hervorgebracht und viele Ärzte und Spitäler zum Maximieren der Behandlungen und Um-

sätze getrieben. Aber immerhin hat man damals auch ein wenig Markt ins System eingebaut, um das Ganze zu kontrollieren: Zwischen die Versicherten und ihre Ärzte und Spitäler wurden die Krankenkassen gestellt – sozusagen als Makler. Diese sollten im Wettbewerb gegeneinander möglichst gute Arzt- und Spitalleistungen einkaufen und diese Pakete den Versicherten möglichst günstig anbieten. Der Gedanke war: «Wer es am besten macht, gewinnt am meisten Kunden.»

Noch strenger regulieren

Aber die Politiker liessen den Versicherern nicht genug Freiraum, damit diese wirklich die Rolle eines ehrlichen Maklers wahrnehmen konnten. Die Kassen haben keine Vertragsfreiheit, sie dürfen nicht auswählen, mit welchen Ärzten und Spitälern sie zusammenarbeiten wollen und mit welchen nicht, sie sind gezwungen, alle als Vertragspartner zu akzeptieren. Damit ging bei den Kassen der Anreiz verloren, sorgfältig zu schauen, mit wem man sich einlässt und von welcher Qualität die Angebote sind. Diesen Konstruktionsfehler im Gesetz hätte man rasch einmal reparieren können, aber das machte den Politikern einfach zu wenig Spass.

Es macht viel mehr Spass, den Kassen, Patienten, Pharmafirmen, Spitälern, Ärzten und Zulieferern dreinzureden, lange Kataloge von Massnahmen aufzusetzen und dann irgendwie umzusetzen. Die Politik missbraucht die Krankenkassen, indem sie ihr Versagen nutzt, um selber planen und lenken zu können. Vor Berset verhielten sich Burkhalter und Couchepin nicht viel anders. Berset bringt die Lust am zentralen Überwachen und Erteilen von Anweisungen nun aber auf eine neue Stufe.

Das Bundesamt für Gesundheit hält fest, dass jüngst umgesetzte und zusätzlich eingeleitete Kostensenkungsmassnahmen zu wenig bringen, deshalb sollen Medikamentenpreise und Vertriebsmargen noch strenger reguliert werden. Zudem sei «die Zusammenarbeit und Kommunikation der Gesundheitsfachleute durch eine Stärkung der koordinierten Versorgung» zu verbessern. Und nicht übertragbare Krankheiten wie jene im Herz-Kreislaufbereich oder wie Krebs oder Diabetes will man mit einer «nationalen Strategie» bekämpfen. Und schliesslich geht Bersets Blick nach Deutschland oder in die Niederlande, und es ist klar, dass da sein Interesse den Steuerungsinstrumenten und Budgets gilt, nicht dem Markt.

Der Kabel-Cowboy



John Malone, Autokäufer.

John Malone steuert, wenn er mit Familie und alten Freunden urlaubt, sein schaukelndes *motorhome* durch einsame Landschaften von Ranch zu Ranch in Wyoming, Nebraska, New Hampshire, Maine, Maryland, New Mexico und wieder nach Hause nach Colorado. Das Einzigartige daran ist, dass ihm diese Gebiete gehören. John Malone ist 75, ein weisshaariger, wortkarger, total uneitler Herr und der grösste private Bodeneigentümer der Vereinigten Staaten: 2,2 Millionen Acres, fast 9000 Quadratkilometer, fünfmal die Fläche des Kantons Zürich. «Open space for ever», sagt er, offenes Land für die Ewigkeit, seine Vorfahren kamen aus Irland.

Seinen Spitznamen «Cable Cowboy» verdankt er jedoch nicht der Liebe zur Natur, sondern seinem Geschäftsstil: Der wilde Reiter Malone sammelt Kabel-TV-Gesellschaften quasi mit dem Lasso ein, auch die schweizerische Cablecom, und er jagte sogar dem medialen Weltbeherrscher Rupert Murdoch Angst ein, der sich ihn nur mit einer trickreichen Verwässerung des Aktienkapitals vom Leibe halten konnte. Seit den frühen neunziger Jahren hat der Visionär Malone eine Kabelkette aufgebaut, die auch Inhalte, Programme, Events, Software produziert. Die totale Vermarktungsstrategie vom Stadion bis zum Einschaltknopf. Silvio Berlusconi hatte die Idee, als er den Fussballklub Milan kaufte. Er scheiterte, weil er das Kabelfernsehen verschlief. Murdoch versuchte vergeblich, sich Manchester United für seinen Pay-TV-Sender Sky unter den Nagel zu reissen. Malones Holding Discovery setzt mehr denn je auf die Karte Sport. Sie hat den Spartensender Eurosport erworben. Und jetzt die Formel 1, die der Caravanfahrer Malone dem früheren Occasionsautoverkäufer Bernie Ecclestone, 86, entwindet mit einer Kaufofferte von 8,5 Milliarden Dollar an die Besitzer CVC Capital Partners. Doch wie kann der Cowboy Malone der unsäglich langweiligen Prozedur der Turbo-Boliden die Peitsche geben? Sonst bleibt immer wieder «Ben Hur», mit dem spannendsten Wagenrennen aller Zeiten – im Gratisfernsehen. *Peter Hartmann*

Böse Bullen

Von Alex Baur — Der Mob wütet ungestraft, die Polizei geht in Deckung. Wie ist das möglich?

Jetzt also auch in Basel. In der Nacht auf den Samstag gingen auf dem Theaterplatz rund 200 vorwiegend jugendliche Personen mit Flaschen und Steinen auf fünf Polizisten los. Diese waren ausgerückt, um zwei alkoholisierte Streithähne zu trennen. Offenbar gelang den Polizisten mit letzter Not der Rückzug. Die Schläger sowie einen gewalttätigen Dritten konnten sie festhalten, der randalierende Mob ging jedoch straffrei aus.

Mag sein, dass der Vorfall in Basel etwas anders gelagert ist als die Mob-Angriffe auf die Polizei, welche in Bern und Zürich im Umfeld der alternativen Szene seit Jahren zu beklagen sind. Gemäss Augenzeugen war einer der Verhafteten auf dem Theaterplatz dunkelhäutig, der aufgebrachte Mob soll einen rassistischen polizeilichen Übergriff vermutet haben. Auch solche Fälle gab es übrigens früher schon.

Doch im Kern ist das Problem stets dasselbe: Der Respekt gegenüber der Polizei geht zusehends verloren. Die Zahlen sprechen für sich. Wurden zur Jahrtausendwende schweizweit 774 Anzeigen wegen «Gewalt und Drohung gegen Beamte» registriert, waren es im letzten Jahr bereits 2808. Die Dunkelziffer dürfte um einiges höher liegen, da gerade bei Mob-Angriffen eine Anzeige a priori aussichtslos ist.

Chronisches Justizversagen

Über die Gründe lässt sich naturgemäss nur spekulieren. Der Fall Basel gibt aber doch einen Hinweis: Das Klischee vom brutalen und rassistischen «Bullen» scheint tief in den Köpfen vieler Jugendlicher zu sitzen, die damit ihre eigene Gewalt rechtfertigen. Mit der helvetischen Realität, die der Schreiber aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit als Reporter recht gut kennt, hat dieses Zerrbild indes so gut wie nichts zu tun. Unsere Polizisten verhalten sich in aller Regel fast überkorrekt.

Die Mob-Krawalle sind die logische Folge eines notorischen Justizversagens. Die *Weltwoche* hat in den letzten Jahren mehrere Dossiers aufgedeckt – etwa den fünfjährigen Prozess um die abstrusen Anschuldigungen gegen Roger Bobillier, den irrwitzigen Kreuzzug gegen die Zürcher Sittenpolizei oder den Fall Fredy Hafner –, in denen Staatsanwälte mit kafkaesken Monsterverfahren die Existenz von rechtschaffenen Polizisten ruinierten. Chaoten dagegen riskieren im real existierenden Rechtsstaat so gut wie nichts. Ihnen droht höchstens eine bedingte Geldstrafe, die sie ebenso wenig bezahlen wie den angerichteten Schaden.

Asylrecht aussetzen

Von Alex Reichmuth — Die Massenbewegung illegaler Migranten nach Europa führt zu Chaos, Elend und Tod. Es braucht einen Paradigmenwechsel – aus humanitären Gründen.

Mit Kulleraugen blickt er in die Kamera, der fünf Tage alte Bub. In letzter Minute ist er mit seinem Zwillingbruder aus einem Schlepperschiff gerettet worden. Die Bilder der Babys gingen durch die Medien – ein weiterer «Schocker» um Bootsmigranten im Mittelmeer. Schuld daran, dass die Neugeborenen in Gefahr gerieten, ist in erster Linie die Mutter, die mit ihnen das Boot bestieg. Schuld sind zudem die Schleuser, die daran verdienten.

Verantwortlich sind aber auch die europäischen Staaten und ihr Asylrecht. Dieses Recht gilt als Errungenschaft im Dienste der Menschlichkeit. Doch seine Folgen sind verheerend: Hunderttausende sind bereit, Wüsten zu durchqueren und Meere zu überwinden. Aber tausende verlieren dabei ihr Leben. Viele der Überlebenden reisen unkontrolliert durch den europäischen Kontinent. Die Zustände sind chaotisch, von Calais über Ventimiglia bis Como. Es herrscht Anarchie.

Mit dem Asylrecht hat jeder Anspruch auf amtliche Prüfung der Argumente, die er als Fluchtgründe vorbringt. Heerscharen von Staatsdienern müssen also herausfinden, wer verfolgt ist, wer vom Krieg vertrieben wurde und wer wegen sonstiger Not gekommen ist. Die vielen Migranten aber zuverlässig in «echte» und «unechte» Flüchtlinge einzuteilen, ist aussichtslos. Denn diese nutzen verständlicherweise alle Tricks und Lügen, um bessere Karten zu haben. Eine strikte Unterscheidung nach Verfolgten, Kriegsvertriebenen, Wirtschaftsmigranten et cetera ist sowieso müssig. Not bleibt Not. Am Ende dieser Lotterie namens Asylverfahren können viele bleiben – und einige müssten wieder gehen, bleiben aber meist doch. Fast immer aber sind es nicht die Schwächsten, die Schutz bekommen, sondern die, die ihre Schlepper bezahlen konnten.

Geradezu lächerlich

Aussicht auf Besserung besteht kaum. Die Appelle für eine koordinierte Flüchtlingspolitik und die Versuche, die Migrationsströme zu kontrollieren, wirken geradezu lächerlich. Die deutsche Kanzlerin arbeitet auf eine gesamt-europäische Lösung hin? Wer an einen Erfolg glaubt, wird selig. Die Schweiz will die Asylanten in geordnete Verfahren bringen? Die Migranten büxen sofort aus und reisen weiter. In den Empfangszentren tauchten bis zu neunzig Prozent der Neuankömmlinge ab, deckte die Sonntagspresse auf.

Es ist Zeit, das unselige Asylrecht ausser Kraft zu setzen. Die Grenzen müssen geschlossen werden für alle illegalen Migranten. Vorbild ist Mazedonien, das im letzten Winter entschlossen die «Balkanroute» kappte und damit noch grösseres Chaos in Zentraleuropa verhinderte. Das bedeutet wohlverstanden nicht das Ende der Menschlichkeit – im Gegenteil. Denn so werden Milliarden von Euro und Franken aus dem «Asylwesen» frei, die nun für wirklich humanitäres Handeln bereitstehen: schnelle und unbürokratische Hilfe vor Ort, wo die Not am grössten ist. Aktuell sind es die Flüchtlingslager in und um Syrien, wohin unsere Ressourcen fliessen sollten. Zudem sollte jedes europäische Land angehalten sein, freiwillig Kontingente besonders gefährdeter Flüchtlinge aufzunehmen. Die Schweiz könnte jährlich 5000 bis 10 000 Syrer auf sicherem Weg ins Land bringen, ausgesucht von seriösen Organisationen wie dem Uno-Flüchtlingshilfswerk oder dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz.

Flüchtlingskontingente aufnehmen statt Asylchaos hinnehmen – diese Priorität müsste auch bei anderen Krisensituationen gelten. Mit weniger Geld kann so viel mehr geholfen werden. Und die heimische Bevölkerung wäre mit Sicherheit bereit, eine begrenzte Zahl an Menschen zu integrieren, wenn sie sähe, dass es sich wirklich um Notleidende handelt.



Es herrscht Anarchie: Flüchtlingsboot.

Machtloser Moralist

Von *Claude Cueni* — Der philippinische Präsident Rodrigo Duterte reagiert heftig auf die Kritik von US-Präsident Obama. Er weiss, dass Amerika ihn nicht ignorieren kann.



«Schon lange keine Kolonie mehr»: Präsident Duterte.

«Ich habe ein Drecksmaul», sagt der philippinische Präsident Rodrigo Duterte, «aber ich gebe euch eine saubere Regierung.» Seit seinem Amtsantritt am 1. Juli sind bereits über 2000 mutmassliche Drogendealer und -konsumenten aussergerichtlich erschossen worden. Mittlerweile erschossen sich Mitglieder der rivalisierenden chinesischen und mexikanischen Drogensyndikate gegenseitig, Zivilisten begleichen offene Rechnungen und heften den Erschossenen Pappkartons mit der Aufschrift «Drogendealer» an die Brust, Menschenrechtsorganisationen protestieren.

Nulltoleranzstrategie

US-Präsident Obama wollte Duterte am Rande des Asean-Gipfels an die Menschenrechte erinnern. Duterte sagte einem Reporter, er sei Präsident eines souveränen Staates: «Wir sind schon lange keine Kolonie mehr. Ich bin niemandem Rechenschaft schuldig ausser dem philippinischen Volk.» Dann folgte ein zorniges «Putang ina», und Obama war nun in die Galerie der «Hurensöhne» aufgenommen und in bester Gesellschaft mit den katholischen Bischöfen, dem Papst, dem Uno-Generalsekretär und diversen Botschaftern. Dem *Philippine Star* diktierte «Dirty Harry» (*Financial Times*): «Ich schere mich nicht um Menschenrechte. Glaubt mir, es ist mir egal, was die sagen, dieser Krieg ist gegen Drogen. Schiessen und töten wird gelten bis zum letzten Tag meiner Präsidentschaft (2022).»

Obama, schwer beleidigt, verzichtet nun auf ein Treffen mit Duterte, obwohl er sich weder in China noch in Laos um die Einhaltung der Menschenrechte geschert hat. Doch Duterte weiss, dass die USA ihn nicht ignorieren können. Die Philippinen sind der wichtigste Standort für die Abhörstationen der National Security Agency (NSA) im pazifischen Raum. Die USA brauchen den Inselstaat, um Chinas Expansionsgelüste einzudämmen. Obwohl die Philippinen mit Peking wegen der Spratly-Inseln im Dauerclinch liegen, versucht Duterte eine Annäherung an China, ein Treffen mit Putin ist in Planung. Er wird sich nicht einschüchtern lassen. Unbeirrt verfolgt er eine blutrote Version von Rudolph Giulianis Nulltoleranzstrategie.

Die Menschen sind von der Gewalt in den Strassen traumatisiert und verehren ihren «Digong» wie einen von Gott gesandten Messias, selbst Nostradamus soll Dutertes Ankunft prophezeit haben. Die letzte Umfrage von Pulse Asia (August) ergab eine Zustimmung für Duterte von 91 Prozent («Big Trust»). Teddy Locsin, Starmoderator beim philippinischen Medienkonglomerat ABS-CBN, sagt: «Das Land ist in Anarchie versunken. Nur noch ein Cäsar kann das Problem lösen.» Er heisst Duterte, und sein Lieblingswort ist «son of a bitch».

Claude Cueni, geboren in Basel, ist Schriftsteller. Er ist mit einer Philippinin verheiratet und hat den Pazifikstaat mehrmals bereist.

Barbusig

Von *Claudia Schumacher* — Der Oben-ohne-Protest ist zum Selbstzweck geworden.

Wie weit wirst du für die Gleichheit gehen?», fragt die Free-the-Nipple-Bewegung auf ihrer Website. Die Suggestion könnte deutlicher kaum sein: Meint ihr es ernst mit dem Feminismus, dann zeigt her eure Brüste, Ladys!

Die nackte Brust und der Feminismus: seit einigen Jahren ein starkes Team. Die ukrainische Frauenbewegung Femen setzte zuerst auf die Strategie der Entblössung – und hatte Erfolg damit. Eine barbusige Frau lenkt die Kameras auf sich und kann dann ihre Sendezeit nutzen, um auf andere Themen hinzuweisen.

Politisch korrekte Prostitution

Die Femen-Aktivistinnen setzten sich gegen Sextourismus und Prostitution ein und riskierten dabei viel. Mittlerweile aber mutiert der Oben-ohne-Protest zum Selbstzweck. Es geht ganz banal um das Recht, sich als Frau wie die Männer mit nackter Brust in der Öffentlichkeit zeigen zu dürfen. Stars wie Miley



Geschickte Monetarisierung: Milo Moiré.

Cyrus und Cara Delevingne machen mit. Jetzt ist auch das Supermodel Bella Hadid barbusig in der Septemбераusgabe der französischen *Vogue* zu sehen; eine Hommage an die neo-feministische Bewegung.

In der Schweiz hält Milo Moiré ihre üppige Silikonfront vor jede Linse. Zeigen Zeitungen dann aber die nackte Moiré, regen sich feministische Journalistinnen über den Sexismus der Zeitungen auf. Dabei fällt es schwer, hinter den Aktionen von Frauen wie Moiré mehr zu erkennen als eine geschickte Monetarisierung des bestehenden Sexismus für das eigene Portemonnaie. Heute ist es sehr einfach: Man kann sich ein bisschen prostituieren – und gleichzeitig als Feministin durchgehen.

«Problemkinder sind interessanter»

Von Rico Bandle und Hervé Le Cunff (Bild) — Vor vierzig Jahren rechnete Jürg Jegge in seinem Klassiker «Dummheit ist lernbar» mit dem hiesigen Schulsystem ab. Seither hat sich in den Schweizer Klassenzimmern vieles verändert. Nicht unbedingt zum Guten, findet der einstige «Lehrer der Nation».

Kaum jemand hat die moderne Schweizer Volksschule dermassen geprägt wie er. 1976 veröffentlichte der damals unbekannt Sonderschullehrer Jürg Jegge «Dummheit ist lernbar» und zeigte darin auf, wie unser Schulsystem vielen wissbegierigen Kindern die Neugier und die Freude austreibt. Das Buch wurde nicht nur ein sensationeller Bestseller und Jegge zum bekanntesten Lehrer des Landes, es leitete auch den Durchbruch der 68er Pädagogik in der Schweiz ein.

Heute ist Jegge 73 Jahre alt, und noch immer funkeln seine Augen, wenn von der Schule die Rede ist. Obschon viele seiner Forderungen wie kleinere Klassen, individuellerer Unterricht oder grösserer Stellenwert von musischer Betätigung umgesetzt worden sind, glaubt er nicht, dass die Schule besser geworden ist. Im Gegenteil, einiges habe sich auch massiv verschlechtert.

Wir treffen uns in Freienstein im Zürcher Unterland. Hier, in einer alten Spinnerei, hat Jegge 1985 den «Märtplatz» gegründet, eine Vorzeige-Institution, die Jugendlichen, die durch sämtliche Maschen gefallen sind, eine Berufsausbildung ermöglicht. Ein kleiner, rundlicher Mann empfängt uns, mit seiner Erscheinung und seinem Schalk erinnert er an den verstorbenen Volksschauspieler Jörg Schneider. Jegge ist ein Mann, bei dem die Lebenslust, der Idealismus und vor allem die Liebe zu den sogenannten Problemkindern mit jeder Gestik, jedem Satz zum Ausdruck kommen. Er erzählt von der grossen Erfolgsquote des Märtplatz: Bei 50 Prozent der Jugendlichen gelinge die Integration in die Berufswelt vollständig, bei weiteren 30 Prozent immerhin teilweise. Wenn man nach dem Essen urteilt, das uns die Kochlehrlinge später zum Mittagessen auftischen, so kann man tatsächlich sagen: Diese Jugendlichen können etwas.

Für Jegge, das wird im Gespräch schnell klar, sind die Kinder und Jugendlichen nie das Problem, und seien sie noch so schwierig. Wenn sie den Unterricht stören, «verhaltensauffällig» werden, wie man das heute nennt, oder sich der Schule verweigern, so liege das nicht an den Schülern, sondern an der Schule.

Herr Jegge, wenn Sie heute am Strassenrand die stolzen Erstklässler sehen, die sich voller Freude auf den Weg in die Schule machen, was geht Ihnen da durch den Kopf?

Dass sich ihre Euphorie bald in Frust umwandeln wird. Die Landung in der Schulrealität ist hart, ausser bei den Kindern, denen unsere Art Schule entspricht und die meist gebildete Eltern haben. Wir sehen das bei den Jugendlichen hier im Märtplatz: Sie sind eigentlich gute Köche, Schreiner oder Maler, also Leute, die einen wertvollen Beitrag für die Gesellschaft leisten können. Viele von Ihnen haben hier zum allerersten Mal in ihrer Schulkarriere ein Erfolgserlebnis. Die haben neun Jahre lang auf den Deckel gekriegt, sind am Schluss selbst davon überzeugt, dass sie nichts können. Die haben verständlicherweise eine riesige Wut auf die Schule entwickelt. Wir reden hier nicht von einer kleinen Minderheit. In den Medien liest man immer von Problemen mit der Gymi-Prüfung – eine stumme Mehrheit hat aber ganz andere, viel gravierendere Probleme mit unserer Schule.

Was läuft schief?

Es gibt zwei Binsenweisheiten. Erstens: Jeder Mensch ist anders, hat eine andere Geschichte, andere Begabungen. Ich muss immer lachen, wenn von «Hochbegabten» gesprochen wird. Jedes Kind ist hochbegabt, einfach nicht unbedingt in jenen Dingen, die in der Schule gefragt sind. Zweitens: Es gibt Tausende von interessanten Sachen, mit denen man sich beschäftigen kann. Aber was macht die Schule: Sie legt den Fokus ganz auf Rechnen und Schreiben. Wem das nicht liegt, der hat Pech gehabt. Und das betrifft einen grossen Teil der Schüler. Heute wird alles und jedes vermessen, mit Pisa- und anderen normierten Tests mehr denn je. Die Schüler müssen genau ins Schema passen, sonst gelten sie als Problemfall.

Rechnen und Schreiben sind nun mal nicht ganz unwichtige Fähigkeiten im Leben, auch wenn einem das nicht liegt.

Natürlich, aber überschätzen sollte man das nicht. Bei Vorträgen habe ich das Publikum manchmal gefragt, wer sein Geld hauptsächlich mit fehlerfreiem Gebrauch der deutschen Sprache oder mit Rechnen verdient. Aufgestreckt haben dann höchstens ein Journalist, ein Lehrer, vielleicht noch eine Bankmitarbeiterin. Die grosse Mehrheit liess den Arm unten.

Dann ist es für Sie ein nebensächliches Problem, dass gemäss Pisa-Studie knapp 20 Prozent der Schulabgänger nicht richtig lesen und schreiben können?

Dies beweist vor allem, dass noch immer zutrifft, was ich bereits vor vierzig Jahren festgestellt habe: Das System versagt bei vielen Schülern! Man könnte bedenkenlos etwas anderes probieren, viel schlechter kann es nicht werden. Mein Vater war ein Leben lang Mittelstufenlehrer (vierte bis sechste Klasse) in Küsnacht. Er erzählte mir einmal von einem Mädchen, das in der vierten Klasse den Zehnerübergang beim Rechnen noch nicht begriffen hatte. Sie war also mit einer Rechnung wie «8 + 4» überfordert, weil ihr die Finger dazu fehlten. Er hat sie nicht gedrängt, sondern einfach weiter lernen lassen. Sie kam dann in die Real, die heutige Sek. B. Jahre später hat er sie in Küsnacht in der Bankfiliale wieder angetroffen – hinter dem Schalter. Sie hat vom Rechnen gelebt. Das Beispiel ist nicht untypisch: Wir glauben zu wissen, in welchem Tempo ein Kind lernen muss. Dabei hat jeder Mensch sein eigenes Lerntempo. Es geht vor allem darum, dass die ersten Lernerfahrungen positiv verlaufen. Sonst belastet das die gesamte Schullaufbahn.

Sie sind in den fünfziger Jahren eingeschult worden, damals waren Körperstrafen im Klassenzimmer noch verbreitet, die Klassen waren riesig. Wie haben Sie Ihre Schulzeit erlebt?

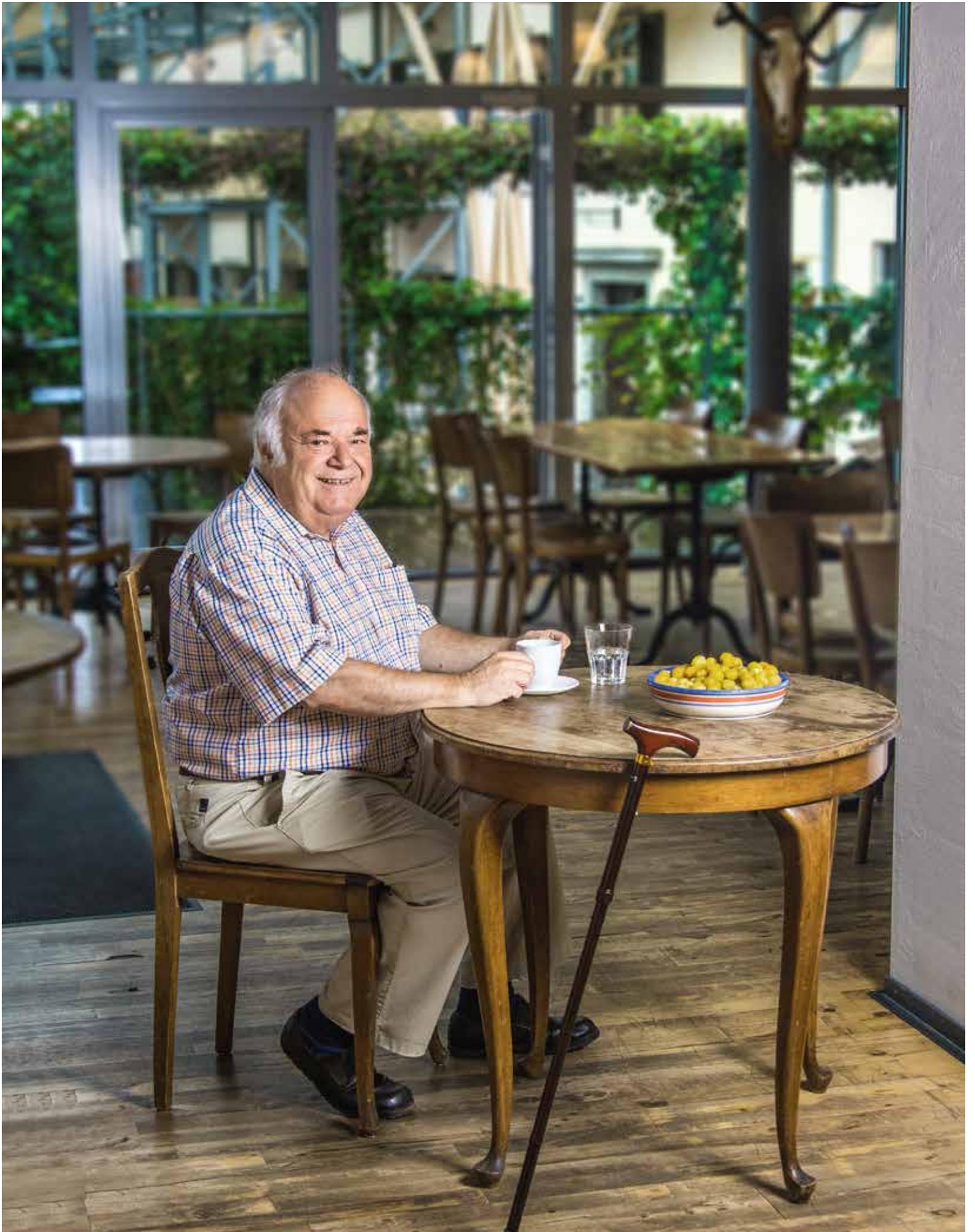
Ich war ein unauffälliger Schüler, hatte kaum Probleme, ausser beim Turnen, wo ich ausgelacht wurde, etwa weil ich nie die Kletterstange hochkam. Die Misserfolge, zum Beispiel beim Rechnen, konnte ich andernorts kompensieren. Erst später, als Lehrer, begriff ich, was für eine Qual die Schule für die schlechten Schüler ist.

Ihre erste Klasse als Lehrer übernahmen Sie 1964 im zürcherischen Pfungen, 47 Schüler in einem engen Schulzimmer, da war wahrscheinlich nichts mit individuellem Unterricht.

Ich habe viel gezeichnet, viel Musik gemacht. Das gefiel den Kindern und mir auch. Ansonsten war ich voll damit beschäftigt, den Unterrichtsstoff durchzubringen. Wie jeder Lehrer empfand ich es als lästig, wenn Schüler schwatzten oder die Hausaufgaben nicht machten.

Später sagten Sie: «Wenn die Schüler stören, dann haben sie guten Grund dazu.»

Ja. Nach drei Jahren wechselte ich nach Embrach und begann, den Unterricht anders zu gestalten, als es das damals üblich war. Es gab weniger Druck, die Kinder durften sich viel mit dem beschäftigen, was sie interessierte, zum Beispiel mit Theaterspielen. Die Schüler



«Die Angst ist unbegründet»: Pädagoge Jegge.

waren begeistert, die Eltern und die Behörden weniger. Allein schon, dass die Kinder gerne in die Schule gingen, war ihnen verdächtig. Zudem habe ich auf Hausaufgaben verzichtet, das ging gar nicht. Ich wurde beschimpft, man sagte mir nach, ich sei ein «Kommunist», ein «Mädchenverführer», ein «Homosexueller» oder gleich alles zusammen. Es gab schliesslich keine Schulpflegsitzung mehr, in der ich nicht angegriffen oder persönlich beleidigt worden wäre.

Aber man hielt an Ihnen fest.

Nur, weil akuter Lehrermangel herrschte. Man wies mir aber die «schwierigen» Klassen zu, was mir ganz recht war. Erst unterrichtete ich eine Realklasse [heute Sek B], dann die Oberschule [Sek C], schliesslich die Sonderklasse. Mit den Lehrerkollegen hingegen hatte ich immer ein gutes Verhältnis.

Sie galten als Chaoslehrer?

Die Leute dachten, bei mir würden die Schüler machen, was sie wollen. Dem war aber nicht so: Sie wollten, was sie machten. Von aussen ist das schwer zu unterscheiden. Aber ich sage Ihnen jetzt: Wenn ich nochmals zurückkönnte, ich wäre noch radikaler, würde auf noch mehr Ordnungselemente verzichten, es wäre das noch grössere «Chaos». Heute weiss ich, dass die entscheidende Frage lautet: Setzen wir lieber auf die Ich-Stärke oder auf Kontrolle? Der Erfolg bei Ersterem ist viel höher als bei konventionellem Unterricht, das ist erwiesen. Aber Eltern und Behörden fürchten sich vor dem vermeintlichen Chaos und der Disziplinlosigkeit.

Wann genau haben Sie jene Schüler, die als «Schulversager» oder «verhaltensauffällig» gelten, ins Herz geschlossen?

Von Anfang an. Viele Lehrer nehmen unruhige Kinder vor allem als Störenfriede wahr, diese werden dann mit Diagnosen wie ADHS für krank erklärt. Mittlerweile erhalten ja mancherorts mehr als die Hälfte der Kinder sonderpädagogische Massnahmen! Jede Abweichung will man umgehend korrigieren. Dabei sind die sogenannten schwierigen Kinder die interessanteren, es ist immer etwas los, hier spürt man das Leben; es ist lustig mit ihnen, auch wenn halt nicht alles genau planbar ist. Ich habe Kinder erlebt, die sich wirklich Mühe gegeben haben, trotzdem haben sie beim Diktat einen Zweier erhalten. Manchmal hat einer zu weinen begonnen, ich musste dann so etwas sagen wie: «Für dich ist ein Zweier doch ziemlich gut.» Für mich war klar: Hier läuft grundsätzlich etwas schief, mit diesem System macht man aufgeweckte und neugierige Kinder kaputt.

1976 kam dann «Dummheit ist lernbar» heraus. Durch das Buch wurden Sie schlagartig zum bekanntesten Lehrer des Landes.

Das Buch war eine Verteidigungsschrift. Das ist auch seine Schwäche. Fehler ma-

chen darin nur die anderen, ich stelle mich als tadellosen Lehrer dar, der 365 Tage im Jahr 24 Stunden für die Schüler da ist. Meine späteren Bücher sind viel differenzierter.

Aber es hat voll eingeschlagen, hat sich 200 000-mal verkauft und eine riesige Debatte ausgelöst.

Ich war von einem Tag auf den anderen vom schlechtesten Lehrer Embrachs zum gefeier-

«Die Eltern sollten die Schulnoten nicht als gültige Beurteilung ihres Kindes betrachten.»

ten Pädagogen geworden. An jedem Kiosk konnte man das Buch kaufen, ich war in Illustrierten, im Fernsehen, im Radio, überall. **Der brillante Titel, «Dummheit ist lernbar», hatte sicher einen beträchtlichen Anteil am Erfolg. Wie sind sie darauf gekommen?**

Der Titel stammt nicht von mir. Mit einem befreundeten Psychoanalytiker suchte ich nach einem Titel. Wir sassen zusammen, tranken viel – irgendwann sagte er: «Dummheit ist lernbar.» Ein Volltreffer! Es gab dann viele Nachahmer: «Erfolg ist lernbar», «Gesundheit ist lernbar», auf dem Sachbuchmarkt war plötzlich alles «lernbar».

Gab es auch negative Reaktionen?

Kaum. Es war, als hätten alle auf ein solches Buch gewartet. In Deutschland kam zu jener Zeit ein ähnliches heraus, Konrad Wünschens «Die Wirklichkeit des Hauptschülers». Auch das war ein Bestseller. «Dummheit ist lernbar» entsprach voll und ganz dem Zeitgeist: Man entdeckte gerade die «Randgruppen», auch an den Schulen.

Sie wurden nicht nur zum bekanntesten Pädagogen des Landes, das Schweizer Fernsehen engagierte Sie dann noch als Moderator.

An dieser Geschichte bin ich ziemlich gereift. Vier Ausgaben der Gesprächssendung «Telespiel» wurden ausgestrahlt, dann hat man sie nach einer *Blick*-Kampagne eingestellt.

Einer Kampagne gegen Sie?

Das war eine eigenartige Erfahrung. Am Morgen nach der Sendung bin ich ins Dorf gegangen, die Leute waren alle auffallend nett zu mir. Jemand sagte: «Gälled Si, das isch scho no gemein.» Ich wusste nicht, wovon diese Person sprach. «Haben Sie den *Blick* noch nicht gesehen?» Das war das einzige Mal in meinem Leben, dass ich den *Blick* gekauft habe. Tatsächlich war ich auf der Frontseite, ich wurde als «Oberlehrer der Nation» lächerlich gemacht, man bemängelte mein schmuddeliges Auftreten. Inhaltlich hatte der *Blick* ja recht, die Sendung funktionierte tatsächlich nicht.

Fühlten Sie sich da wie ein Schüler, der schlechte Noten erhält?

Nein, gar nicht. Das war spannend. Wer kann schon von sich sagen, auf dem Titelblatt des *Blicks* gewesen zu sein ...

Sie haben einmal gesagt: «Wenn die Lehrperson die Kinder gern hat, richtet die Schule wenigstens keinen Schaden an.»

Das ist auch so eine Binsenwahrheit, die mittlerweile von Neurobiologen bestätigt worden ist und deshalb in der Pädagogik wieder wichtig wird: Die Grundlage für gutes Lernen ist eine funktionierende Beziehung zwischen Schüler und Lehrer. Nur wenn die Beziehung stimmt, glaubt das Kind, wenn der Lehrer ihm sagt: «Es ist wichtig, einigermaßen fehlerfrei schreiben zu können, sonst wirst du später ausgelacht.» Ich rede oft mit jungen Lehrern, die sagen mir: «Ich habe 25 Schüler, alle haben unterschiedliche Interessen, stammen aus unterschiedlichen Kulturen, lernen in unterschiedlichem Tempo: Ich kann nicht allen gerecht werden, das ist unmöglich.» Ich antworte dann: «Aber natürlich ist das möglich. Wie das geht, weiss man in der Pädagogik seit etwa hundert Jahren. In Berggemeinden, wo Schüler aus verschiedenen Stufen in einer Klasse sind, macht man das schon seit je, und es funktioniert tadellos. Die Kinder solcher Klassen sind nicht schlechter als andere.»

Kürzlich hat man im Kanton Zürich einen Versuch mit altersdurchmischten Klassen wieder gestoppt.

Das ist klar. Eltern und Behörden haben immer Angst, die Leistungen könnten nicht stimmen, deshalb zieht man einen solchen sinnvollen Versuch nicht durch. Die Angst ist unbegründet.

Sie beanstanden immer wieder, dass Lehrer ihre Schüler unterschiedlich beurteilen, je nachdem, aus welcher sozialen Schicht sie kommen.

Die Gesellschaft ist dreigeteilt: Es gibt jene, die führen, jene, die geführt werden, und jene, die an der Nase herumgeführt werden. Und ja, die Schule sorgt dafür, dass dies so bleibt. Das mit der unterschiedlichen Beurteilung ist mittlerweile genau erforscht worden. Kürzlich hat der in Freiburg lehrende Pädagoge Daniel Hofstetter eine hochspannende Dissertation veröffentlicht, in der er ganz genau zeigt, wie die schichtspezifische Behandlung funktioniert. Das ist äusserst faszinierend.

Am Ende geht es doch hauptsächlich darum, dass gebildete Eltern die Kinder unterstützen, sie motivieren, zum Beispiel bei den Hausaufgaben. Man kann diesen Eltern doch nicht vorwerfen, dass sie sich um die Kinder kümmern, dass sie mit guten Büchern ihre Kinder zum Lesen animieren, anstatt sie den ganzen Tag vor dem Bildschirm sitzen zu lassen!

Nein, das nicht. Aber man könnte das lösen, indem man die Hausaufgaben abschafft.

Diese Forderung ist heute wieder in aller Munde. Aber Hausaufgaben haben ja auch ihren Zweck.

Die Sache ist ganz einfach: Wir schicken die Kinder in die Schule, damit sie etwas lernen. So wie wir zum Friseur gehen, damit er uns die Haare schneidet. Mir hat noch nie ein Friseur eine Schere nach Hause gegeben, ich sollte zu Hause weiterschneiden.

Der Vergleich hinkt. Ich gehe ja nicht zum Friseur, um zu lernen, wie man Haare schneidet. Dann würde zu Hause üben Sinn ergeben.

Wenn jemand etwas begriffen hat, so muss er es in der Regel nicht üben. Und wenn er es nicht begriffen hat, so übt er zu Hause das Falsche. Es gibt natürlich Ausnahmen, Französischwörter zum Beispiel muss man zu Hause lernen. Das versteht ein Schüler auch. Nicht aber, wenn es einfach aus Prinzip täglich Hausaufgaben gibt. Dann verliert man die Freude an der Schule.

Die Abschaffung der Noten fordert heute kaum mehr jemand ausser Sie. Noten und ein gewisser Wettbewerb spornen an, das sehe ich bei meinen Kindern.

An dieser Aussage merke ich, dass Ihre Kinder gut sind in der Schule. Für die schlechten Schüler bedeuten Noten bloss einen Stempel: «Du bist ein Löli.» Dass ein Schüler mit jeder Prüfung von neuem erfahren muss, wie blöd er ist, und dann zu Hause auch noch von den Eltern gemassregelt wird, das kann nicht die Lösung sein. Das ist ein Fahrschein nach unten.

Was empfehlen Sie Eltern, deren Kinder nur noch widerwillig in die Schule gehen?

Sie sollen ihre Kinder dazu animieren, sich durchzumogeln, damit die Schule erträglicher wird. Es ist zum Beispiel verdammt wichtig, zu wissen, wie man dasitzen kann, damit der Lehrer meint, man passe auf. Mädchen sind darin viel besser als Buben ... Es kann auch helfen, sich mit der Lehrerin anzufreunden. Entscheidend ist aber etwas anderes: Die Eltern sollen die Schulnoten nicht als gültige Beurteilung ihres Kindes betrachten. Gerade bei Eltern aus tieferen sozialen Schichten ist die Schulgläubigkeit sehr gross, zu gross. Egal, was in der Schule passiert, die Eltern sollten zu ihren Kindern stehen.

Auf der anderen Seite kommen Eltern heute mit dem Anwalt angerannt, wenn sie mit den Noten des Kindes nicht einverstanden sind.

Das ist furchtbar. Ich befürchte aber, dass ich nicht ganz unschuldig bin an dieser Tendenz. Mein Plädoyer an die Adresse der Eltern «Steht zu euren Kindern», kann man offensichtlich auch falsch verstehen.

Sie haben 1985 die Stiftung Märtpplatz gegründet, eine Institution, wo Jugendliche, die durch alle Maschen gefallen sind, eine Berufsausbildung machen können. Sie reparieren also die Schäden, die die Schule angerichtet hat?

In ihrer Lehre bei uns müssen die Jugendlichen nur einmal pro Woche in die Berufs-

schule, oft haben sie aber schon zwei Tage zuvor dermassen Panik, dass sie kaum zu gebrauchen sind. Das Schultrauma, erzeugt durch neun Jahre Demütigung, muss man erst behutsam abbauen.

Was sollte das primäre Ziel der Schule sein, abgesehen vom Rechnen- und Lesenlernen?

Dass die Kinder interessante Dinge kennenlernen. Ich nenne das «die Welt an die Kinder herantragen». Als Sonderschullehrer habe ich einmal zwei Jahre lang an einem Bauernhof unterrichtet. Das war der Idealfall. Wenn ein Kind ausgetickt ist, konnte es in den Stall, dem Bauern helfen oder auf dem Feld herumrennen, um die Energie loszulassen. Sie sollten die Glückseligkeit sehen, wenn man mit Kindern einen Bach stauen geht oder wenn man mit ihnen Musik macht. Wenn man ein solches Umfeld bieten kann, fällt auch das Erlernen des klassischen Schulstoffs viel leichter.

Jürg Jegge, geboren 1943 in Zürich, war Lehrer, Fernseh- und Radiomoderator und Liedermacher. Nebst dem Bestseller «Dummheit ist lernbar» hat er zahlreiche weitere pädagogische Bücher verfasst, die alle im Zytglogge-Verlag erschienen sind. Er ist Ehrenpräsident der von ihm gegründeten Stiftung «Märtpplatz», die Jugendlichen mit psychischen oder sozialen Schwierigkeiten eine Berufsausbildung ermöglicht. Jegge wohnt in Rorbas ZH und Wien.



Diesen Sommer und Herbst fahren Sie für je nur 10 Franken auf 35 der schönsten Berge der Schweiz. Vorausgesetzt, Sie sind UBS-Kunde. Wie einfach Sie das werden und alles Weitere zur UBS-Bergaktion erfahren Sie in jeder UBS-Geschäftsstelle oder auf ubs.com/bergaktion

UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



Personenkontrolle

Leuthard, Wasserfallen, Girod, Widmer-Schlumpf, Hauser-Süess, Berset, Wermuth, Jones, Matthiessen, Johnson, Hochuli, Nussbaumer, Guldumann, Lüscher, della Valle, Hartmann, Sigrist

Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP), im ganzen Lande als Kommunikationstalent im Ruf, machte in der letzten Abstimmungs-«Arena», wo sie an der Seite von FDP-Nationalrat **Christian Wasserfallen** gegen die Initiative für eine «grüne Wirtschaft» ankämpfte, keine sehr gute Falle. Im Wortgefecht mit dem dossiersicheren grünen Nationalrat **Bastien Girod** wirkte die CVP-Bundesrätin fast hilflos. Das erstaunt, denn sie leistet sich seit einigen Monaten mit der früheren Kommunikationschefin von **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP), **Brigitte Hauser-Süess** eine Beraterin, die sie auf Abstimmungskämpfe vorbereiten soll. Kein Wunder, tigte die gescheiterte Walliser CVP-Politikerin Hauser-Süess, die sich in Bern die Zeit bis zu ihrer Pensionierung von der CVP-Bundesrätin versüssen lässt, hinter der «Arena»-Kulisse nervös herum. Merke: Vor der Kamera hilft auch kein Vitamin C. (hmo)

SP-Bundesrat **Alain Berset**, 44, schwänzte am Mittwoch die Bundesratssitzung für einen Abstecher nach Rio de Janeiro. Er wollte sich vor der grossen AHV-Schlacht im Parlament nicht etwa eine Abwechslung bei Sambaklängen gönnen. Nein, Berset nahm am Mittwoch in Rio an der Eröffnungszeremonie der paralympischen Spiele teil und traf sich dort auch mit den 25 Schweizer Athletinnen und Athleten. (hmo)

«Eine Wahnsinnsgeschichte!», hiess es auf Twitter. Der Skandal, von dem das *Magazin* kündete: In den letzten Jahren wurden hunderttausend Namen von neuen Schweizer Bürgern zwangsweise «verwestlicht», weil das Zivilstandsregister keine osteuropäischen Sonderzeichen kennt, vor allem nicht den Akzent auf dem c bei den Namen auf -ic. Das trieb SP-Nationalrat **Cédric Wermuth** gleich zu Taten: «Nehme ich umgehend auf, muss geändert werden.» Bei so viel parlamentarischem Aktivismus blieb keine Zeit an den Gedanken zu verschwenden, dass sich zum Beispiel die Namen der Genossen Stöckli oder Tschäppät mangels Tasten mit Umlauten fast nirgends auf der Welt korrekt schreiben lassen. Oder dass cedricwermuth auf Twitter deshalb auf seinen Akzent verzichtet. (sär)

Zum Abschied gibt's Geografieunterricht. «Die Schweiz wird auch in zehn Jahren in der Mitte



«Platz in Europa»: Botschafter Jones.



Verfängliches Dossier: CVP-Politikerin Hartmann.



Akzentfrei: SP-Nationalrat Wermuth.



Aus Jörg wurde Jil: Kandidatin Lüscher.



Neue Beraterin: Bundesrätin Leuthard.

Europas liegen», doziert der abtretende EU-Botschafter **Richard Jones** im *Bulletin Suisse-Europe* des Aussendepartements. «Was ich damit sagen will: Die Schweiz kann und wird sich nicht von der EU abschotten. Sie muss aber offenbar ihren definitiven Platz in Europa selbst noch finden.» Für den Briten kommt jetzt der Däne **Michael Matthiessen** als Botschafter an die Berner Bundesgasse. Richard Jones muss nach London zurückkehren und unter Aussenminister **Boris Johnson** den Brexit vorbereiten. (sär)

Was eint die SP-Nationalräte **Eric Nussbaumer**, **Cédric Wermuth** und **Tim Guldumann**? Sie sind allesamt Mitglied in der Aussenpolitischen Kommission. Politische Ausrichtung hin oder her, ist Alt-Botschafter Guldumann als ausgebuffter Experte auf dem Gebiet anerkannt. Dass man aber auch ohne allzu grosse Faktenkenntnisse für die SP Aussenpolitik betreiben kann, bewiesen Nussbaumer und Wermuth kürzlich auf Twitter. «Die Schweiz darf Putsch gegen die demokratisch gewählte Präsidentin Brasiliens unter keinen Umständen akzeptieren!», trompetete Wermuth nach der rechtsstaatlich erfolg-

ten Absetzung von Brasiliens Präsidentin **Dilma Rousseff**. Zudem empörte er sich über die Klassifizierung von **Hugo Chávez** als Diktator («braucht gröbere Voraussetzungen»). Derweil deutete Ratskollege Nussbaumer kurzerhand die Brexit-skeptische Denkfabrik Open Europe um zu einem «lavierenden Brexit-Freund». (fsc)

Für die Nachfolge der grünen Regierungsrätin **Susanne Hochuli** im Kanton Aargau kandidiert unter anderen die parteilose **Jil Lüscher**. Sie hiess bis vor wenigen Jahren noch Jörg Lüscher, wurde dann aber durch eine Geschlechtsumwandlung zur Frau. «Mut zur Veränderung», heisst konsequenterweise das Wahlmotto der Transfrau. Regelmässig testet Lüscher für die *Neue Luzerner Zeitung* Autos und berichtet im «Regionaljournal Aargau Solothurn» von SRF über Sport. Autos und Sport? Das sind doch typische Steckenpferde von Männern, fällt einem da ein. Aber ein solcher Gedanke ist sicher politisch völlig unkorrekt. (are)

Vorsicht beim Kauf gewisser Desinfektions-, Lösungs- oder Düngemittel! Geht es nach dem

Bundesamt für Polizei (Fedpol) unter Direktorin Nicoletta della Valle, so sollen die Verkäufer in Drogerien, Apotheken und Haushaltsgeschäften ein genaues Auge auf ihre Kundschaft werfen. Das Fedpol hat sechzehn Alltagschemikalien identifiziert, aus denen man Sprengstoffe herstellen kann. In einer Powerpoint-Präsentation voller bärtiger Terroristen und Bilder von Anschlägen stimmte es die Verbandsspitzen darauf ein, dass die Verkäufer «verdächtige Transaktionen» über eine spezielle Telefonnummer melden. Zu den «Verdachtsmomenten», die «nicht abschliessend» aufgeführt sind, zählen unter anderem: «Käufer fragt gezielt nach Chemikalie, nicht nach Produkt oder Anwendung», «gleichzeitiger Kauf von Mess- und Mixbehältern» und – Achtung beim Kratzen hinter dem Ohr! – «auffälliges Verhalten (Nervosität, will Verwendungszweck nicht mitteilen usw.)». (fsc)

«210 000 Franken sind genug!» Mit dieser Volksinitiative sieht sich derzeit die Wiler Stadtpräsidentin **Susanne Hartmann** (CVP) konfrontiert, eine aufstrebende Lokalpolitikerin mit Regierungsratsambitionen. Viele Steuerzahler finden, ihr Bruttolohn von 231 678 Franken sei überzogen. (Die Amtsbezüge der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel betragen mit 18 000 Euro im Monat ungefähr gleich viel.) Wie die *Weltwoche* weiss, reagiert die Stadtherrin eher unwirsch auf das Ansinnen. In einem Brief an die Initianten schreibt Stadtschreiber **Christoph Sigrüst**, er neige dazu, dem Stadtrat unter Susanne Hofmann die «Ungültigkeit der Initiative zu beantragen». Grund: Für «Besoldungsverhältnisse» sei gemäss St. Galler Gemeindegesetz ausschliesslich die Exekutive zuständig, also der Stadtrat selbst. Das überzeugt nicht, denn die Initiative will eine allgemeingültige Obergrenze verankern, nicht ein konkretes Anstellungsverhältnis regeln. Am Mittwoch beugt sich der Stadtrat über das verfängliche Dossier. (fsc)

Nachruf



Schräge Geschichten: Journalist Szenogrady.

Attila Szenogrady (1965–2016) – Der Mann mit dem altmodischen Hut gehörte fast zum Inventar der Zürcher Gerichtssäle. Es gab kaum einen Ganoven, Hochstapler oder Mörder, über den er nicht einmal (oft auch mehrmals) berichtet hätte. Doch seine wahre Leidenschaft galt den schrägen Geschichten aus dem Alltag: der Chefchirurg, der auf dem Weg zum Operationssaal mit 2,8 Promille Alkohol einen Unfall baute; der angesehene Rechtsprofessor, der sich in eine afrikanische Erpresserin verliebte; der Vizechef einer altehrwürdigen Zürcher Zeitung, der auf Geschäftskosten Kokain-Orgien veranstaltete; der Topmanager, der sich auf dem

Strassenstrich als Polizist ausgab; zwei Greise, die mit Fäusten um die Gunst einer Dame kämpften; die Millionärin, die Reizwäsche in der Migros klaubte; der Bauer, der mit dem Feuerzeug im Stall einen fatalen Methan-Test veranstaltete («Kuh furzte, Bauernhof brannte»).

Gerichtsreporter Attila Szenogrady hatte eine Nase für groteske Geschichten, die oft die Runde durch die Blätter machten. Was wenige wissen: An sich war er ein hochbelesener Akademiker, der im Freundeskreis gerne mitreissende historische Diskurse vortrug. Aufgewachsen im Ausländer- und Arbeitermilieu von Schlieren, hatte er nach seiner Matura (Griechisch, Latein) Geschichte studiert. Mehrmals versuchte ich, Attila zur grossen Reportage zu überreden, etwa über den Justizbetrieb, den er kannte wie kein anderer. Aussichtslos. Szenogrady blieb den gestrandeten Existenzen treu, die er täglich vor den Richter begleitete. Und weil er sich selber am wenigsten schonte, konnte er schonungslos über die Schwächen anderer schreiben, ohne je überheblich zu wirken.

Obwohl in der Schweiz geboren, war Attila Szenogrady ebenso Ungarn verbunden, der Heimat seiner Vorfahren. So verbrachte er auch heuer die Ferien mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Budapest. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn dort ein Hirnschlag. Fast einen Monat lang lag er noch im Koma, aus dem er nie mehr erwachte. Ich werde Attila als Freund und Kollegen in mancherlei Hinsicht vermissen. Reporter seines Schlages sind selten geworden. *Alex Baur*

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zu Ihrem Vertragsstatus, einer Implementierung oder Abrechnung haben – wir liefern die Antworten.

Mike Glättli

Mitarbeiter
Kundendienst

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Mike Glättli | Tel. 044 578 78 78 | business.upc.ch
Corporate Network · Internet · Phone · TV



Chronik einer angekündigten Sabotage

Von Huber Mooser — Wie Bundesrat und Parlament die Umsetzung des Volkswillens seit Annahme der Initiative zur Masseneinwanderung hintertrieben haben.

Es war schon fast eine Sensation: Am 9. Februar 2014 stimmten die Schweizer Stimmbürger der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) der SVP zu. Diese verlangte die eigenständige Steuerung der Zuwanderung mit Höchstzahlen und Kontingenten – so, wie es die Schweiz gehandhabt hatte, bevor sie mit der EU ein Abkommen über die Personenfreizügigkeit (FZA) schloss. Der neue Zuwanderungsartikel sollte innerhalb von drei Jahren umgesetzt werden, also bis Februar 2017. Die Zuwanderung aus den EU-Ländern war bis zu diesem Zeitpunkt völlig aus dem Ruder gelaufen. Statt der vom Bundesrat prognostizierten 8000 bis maximal 15 000 Personen drängten ab 2002 im Schnitt rund 70 000 bis 80 000 Personen ins Land. Selbst die EU-gläubige SP musste 2013 anlässlich einer Pressekonferenz zugeben, dass die Zuwanderung eine grosse Belastung für das Land darstelle. Das Abstimmungsresultat war eine klare Absage der Stimmbürger an die bisherige Migrationspolitik.

Handstreichartig setzte sich nun die staatspolitische Kommission (SPK) des Nationalrates letzten Freitag nach fünfzehn Stunden Beratung über Verfassung und Volksentscheid hinweg. Alle SPK-Mitglieder mit Ausnahme der neun SVP-Vertreter setzten unter kaltschnäuziger Missachtung des Volksentscheides auf eine abgespeckte Variante des Inländervorranges. Im Klartext: Die Arbeitgeber können offene Stellen bei den Arbeitsvermittlungszentren melden – wenn die Zuwanderung ein vom Bundesrat bestimmtes Niveau überschritten hat. Bei schwerwiegenden wirtschaftlichen oder sozialen Problemen kann der Bundesrat von der SPK nicht weiter konkretisierte «geeignete Abhilfemassnahmen» beschliessen – aber nur, wenn die EU damit auch einverstanden ist. Selten zuvor ist ein Schweizer Parlament vor einer fremden Macht derart in die Knie gegangen.

Fieses Spiel von Fluri

Keine Höchstzahlen, keine Kontingente, aber vor allem keine eigenständige Steuerung, wie es der Zuwanderungsartikel in der Verfassung explizit verlangt. Nationalrat Gregor Rutz, der für die SVP die Verhandlungen in der SPK führte, fasste das Ergebnis kurz und bündig zusammen: «Der Vorschlag ist ein Skandal.» Und SVP-Präsident Albert Rösti warnte gegenüber dem *Sonntagsblick*: «Wenn die Politik langfristig direktdemokratische Abstimmungen ignoriert und Immigranten unsere Stellen wegnehmen und das Sozialsystem ruinieren, können in der Schweiz Unruhen drohen.» Sogar der linke

Tages-Anzeiger kommentierte, mit dem zahmen Umsetzungsvorschlag der SPK liege kein Gesetz vor, das man als Umsetzung der MEI bezeichnen könne. Das war so nicht erwartet worden. Diesen fast lupenreinen Verfassungsbruch eingefädelt haben die Freisinnigen und ihr SPK-Vertreter Kurt Fluri (siehe Seite 24) auf fast schon hinterhältige Art und Weise, wie der Aargauer SVP-Nationalrat Andreas Glarner moniert. In seiner Wut über die SVP und die MEI setzte sich der Solothurner Stadtpräsident, der sonst gerne mit der Verfassung wedelt, wenn ihm dies gelegen kommt, über Grundgesetz und Volkswillen hinweg.

Wochenlang beteiligte sich Fluri an den Gesprächen mit der Wirtschaft und erweckte dabei den Eindruck, er sei mit der von den Wirtschaftsverbänden favorisierten Lösung einverstanden. Der Vorschlag sah Höchstzahlen vor und eine einseitige Umsetzung, sollte man mit der EU im Gemischten Ausschuss keine Einigung erzielen. «Er hat nie dagegen protestiert oder Einwände vorgebracht», erinnert sich CVP-Parteichef Gerhard Pfister. Er habe deshalb

FDP und SP einigten sich hinter dem Rücken der CVP und SVP und der Verbände auf einen Deal.

nicht mit Widerstand der Wirtschaftspartei FDP gerechnet, sei der Vorschlag doch aus der Küche der Wirtschaftsverbände gekommen.

Was Pfister nicht wusste oder nicht wissen wollte: FDP und SP einigten sich hinter dem Rücken der CVP, der SVP und der Wirtschaftsverbände auf einen anderen Deal: Die FDP verzichtet auf eine Lösung, die Höchstzahlen im Gesetz festschreibt, dafür drängt die SP nicht mehr auf einen weiteren Ausbau der flankierenden Massnahmen – wie dies auch SP-Kommissionsmitglied Cédric Wermuth gegenüber der *Weltwoche* durchblicken lässt. Am Ende figurierte der Vorschlag der CVP und der Wirtschaftsverbände nur in abgeschwächter Form im Beschluss der Kommission. Laut Gregor Rutz wurde darüber nicht einmal abgestimmt. Mit der Niederlage vor Augen schlug sich die CVP zähneknirschend auf die Seite der übrigen Mitteparteien und der Linken.

Der politisch gelenkige Freisinnige Fluri musste sich dafür verdrehen wie noch nie zuvor: Nach dem Nein der Stimmbürger zur Ecompop-Initiative war der Solothurner noch der Meinung gewesen, man müsse die Initiative möglichst nahe am Verfassungstext umsetzen.

Seinen spektakulären Schwenker rechtfertigte er vor den Medien nun damit, dass man auch gesamtwirtschaftliche Interessen berücksichtigen müsse. Und schliesslich habe man auch andere Initiativen nicht wortgetreu umgesetzt.

Fluri hatte dabei auch die Alpeninitiative vor Augen, welche die Verlagerung des Strassengüterverkehrs auf die Schiene verlangte. Man einigte sich mit den Initianten auf eine Höchstzahl an Lastwagen, die jährlich den Gotthard passieren dürfen. Es wurde eine Lastwagenmaut eingeführt, die Verlagerung des Güterverkehrs mit Milliarden subventioniert. Und für über 11 Milliarden Franken wurde schliesslich ein neuer Eisenbahntunnel durch den Gotthard gebohrt. Doch das Ziel der Initiative wurde nie erreicht – und wird mutmasslich nie erreicht werden. Ein anderes Beispiel: Bei der besonders im Alpengebiet umstrittenen Zweitwohnungsinitiative kam es unter Vermittlung von SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz zu einer Lösung, mit der die Initianten der Organisation Helvetia Nostra gut leben können. Mit dem SPK-Vorschlag zur MEI hingegen wurde inhaltlich knapp ein Prozent der SVP-Initiative umgesetzt.

Wortbruch der MEI-Gegner

Die Sabotage von oben begann aber schon wenige Wochen nach Annahme der Masseneinwanderungsinitiative. Am Abstimmungssonntag gaben sich Aussenminister Didier Burkhalter und Simonetta Sommaruga noch gelassen und konstruktiv – obwohl man eine der schlimmsten Abstimmungsschlappen eingefangen hatte. Sommaruga, die federführende Bundesrätin bei der MEI, betonte, der Volkswille, der einen «Systemwechsel» bedinge, werde sofort umgesetzt. «Künftig wird wieder von Bern aus kontrolliert und bestimmt, wer einwandern darf», versprach sie.

Drei Tage später gab der Bundesrat bereits den Fahrplan durch: Bis im Juni 2014 wolle man das Umsetzungskonzept vorlegen, bis Ende Jahr die Vernehmlassungsvorlage zum neuen Gesetz präsentieren. Parallel dazu seien Verhandlungen mit der EU über eine Anpassung des Personenfreizügigkeitsabkommens aufzuleisen. Das Parlament sollte die Vorlage dann im Herbst oder Winter 2015 beraten. Und die Parteichefs, Christian Levrat (SP), Philipp Müller (FDP) und Christophe Darbellay (CVP) flöten im Chor, man werde den neuen Zuwanderungsartikel in der Verfassung eins zu eins umsetzen, also mit Höchstzahlen und Kontingenten. Wie versprochen, liess die Justizminis-



Spektakulärer Schwenker.

terin im Juni die Katze aus dem Sack, präsentierte ihr Umsetzungskonzept und versprach ein weiteres Mal, der Bundesrat wolle die MEI konsequent und nah am neuen Verfassungstext umsetzen. Mit Kontingenten, Höchstzahlen, Inländervorrang, alles wie verlangt.

Danach kam Sand ins Getriebe. Ein anderes Spiel lief plötzlich ab – ein Spiel auf Zeit und mit gezinkten Karten. Bundesrat Burkhalter begann ohne Not, den von ihm gepuschten Rahmenvertrag mit der Umsetzung der MEI zu verknüpfen. Der Rahmenvertrag sei der Schlüssel zu den künftigen Beziehungen mit der EU, sagte er. Der perfide Plan dahinter war offensichtlich: Wenn sich die Schweiz im Rahmen eines institutionellen Abkommens zur Übernahme des EU-Rechts und dessen Auslegung durch den Europäischen Gerichtshof (EuGH) in allen für den Binnenmarktzugang relevanten Bereichen verpflichtet, wie es das Verhandlungsmandat des Bundesrates vom 18. Dezember 2013 vorsah, bedeutete das auch ein umfassendes Bekenntnis zur Personenfreizügigkeit. Damit liess sich der neue Zuwanderungsartikel in der Verfassung aushebeln.

Das Doppelspiel, welches Bundesrat und Parlamentarier bei der Umsetzung der MEI betrieben, lässt sich beispielhaft an den Pirouetten des früheren FDP-Chefs Philipp Müller ab-

lesen. Hatte Müller noch unmittelbar nach Annahme der MEI die wortgetreue Umsetzung der Zuwanderungsinitiative hinausposaunt, wechselte er nun abrupt die Platte. Die Umsetzung der MEI mit Kontingenten werde zu einem Massenansturm führen, behauptete er plötzlich. Später verbreitete der FDP-Chef über alle Kanäle, die Schweiz werde im November 2016 noch einmal über alles abstimmen. Im Dezember 2015 warb er dann wieder für eine Schutzklausel, die sicherstellen sollte, dass «die Zuwanderung nicht mehr im heutigen Masse weitergeht». In den letzten Wochen weibelte er für einen zeitlich begrenzten Inländervorrang.

Bundesrat verwarf laufend Trümpfe

Der Bundesrat war auch nie an seriösen Verhandlungen mit der EU über eine Anpassung der Personenfreizügigkeit interessiert. Noch bevor die Regierung einen Vernehmlassungsentwurf zur Umsetzung der Volksinitiative gegen Masseneinwanderung vorgelegt hatte, kündigte sie bereits Verhandlungen mit der EU über die Personenfreizügigkeit an – also noch bevor in der Schweiz so etwas wie eine konsolidierte Haltung gegenüber diesem schwierigen und dornigen Dossier bestand.

Laufend verwarf die Landesregierung auch Trümpfe für die anstehenden Verhandlungen,

indem sie zum Beispiel im Bereich der Unternehmensbesteuerung eine Vereinbarung unterzeichnete zur Aufgabe bestimmter Steuerregimes in den Kantonen. Als wollte sie zuerst den Segen der EU abwarten, trat Sommaruga bei der Ausarbeitung einer Vernehmlassungsbotschaft zur MEI auf die Bremse und deutete die Absichten der SVP um: Die Initianten hätten eine eigenständige Steuerung der Migration verlangt, gleichzeitig aber auch explizit betont, dass der bilaterale Weg ganz wichtig sei, behauptet nun Sommaruga. Ein Märchen. Eine konkrete Gesetzesvorlage legte sie erst vor, nachdem sie diese mit Chefkommissar Jean-Claude Juncker in Brüssel besprochen hatte. Es sei vielleicht von Vorteil, wenn sie EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker vorher über die geplante Umsetzung informiere, rechtfertigte sie sich im Bundesrat.

Was Sommaruga 2015 nach dem Treffen mit Juncker verspätet ausbreitete, hatte freilich nicht mehr viel zu tun mit den Versprechen, die sie nach der MEI-Abstimmung abgegeben hatte. Der Vorschlag sah eine Art Vetorecht der EU vor. Konkret: Wenn man mit der EU bei der Anpassung des FZA keine Einigkeit erziele, seien die EU/Efta-Bürger von der neuen Regelung ausgenommen. Da zwei Drittel der Zuwanderer aus der EU stammten und das restliche

Was bringt der Entwurf?

Ohne eine verbindliche Höchstzahl kann die Zuwanderung aus der EU nicht wirksam gesenkt werden. Auch der präsentierte «Inländervorrang» ist eine Sprachhülse.



Das Kernanliegen der MEI wird verfehlt.

1. — Die Schweiz steuert die Zuwanderung von Ausländerinnen und Ausländern eigenständig.
2. — Die Zahl der Bewilligungen für den Aufenthalt von Ausländerinnen und Ausländern in der Schweiz wird durch jährliche Höchstzahlen und Kontingente begrenzt. [...]
3. — Die jährlichen Höchstzahlen und Kontingente für erwerbstätige Ausländerinnen und Ausländer sind auf die gesamtwirtschaftlichen Interessen der Schweiz unter Berücksichtigung eines Vorranges für Schweizerinnen und Schweizer auszurichten; [...] Massgebende Kriterien für die Erteilung von Aufenthaltsbewilligungen sind insbesondere das Gesuch eines Arbeitgebers, die Integrationsfähigkeit und eine ausreichende, eigenständige Existenzgrundlage.
4. — Es dürfen keine völkerrechtlichen Verträge abgeschlossen werden, die gegen diesen Artikel verstossen.

So lautet der berühmte Verfassungsartikel 121a, den Volk und Stände mit der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) am 9. Februar 2014 in die Bundesverfassung geschrieben haben.

Legt man den Initiativtext und den Umsetzungsvorschlag der staatspolitischen Kommission des Nationalrats übereinander, so wird rasch klar, dass das eine mit dem anderen wenig zu tun hat. Die SVP hatte in ihre

MEI die drei zentralen Elemente des früheren Kontingentsystems hineingeschrieben (wie es für Zuwanderer ausserhalb der EU nach wie vor praktiziert wird): Erstens: Der Bundesrat legt jährlich eine Höchstzahl an Zuwanderern fest. Zweitens: Er orientiert sich dabei am Bedarf der Wirtschaft. Drittens: Will ein Unternehmen einen Ausländer anstellen, so muss es darlegen, dass es im Inland keinen geeigneten Bewerber für die Stelle findet (Inländervorrang).

Der Beschluss der Kommission sieht keine Höchstzahlen vor. Und auch der Inländervorrang wird nicht auf Gesetzesstufe geregelt. Beim Überschreiten gewisser Schwellenwerte wird lediglich eine Meldepflicht offener Stellen an die Regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV) ausgelöst. Den Unternehmen bleibt es aber weiterhin überlassen, ob sie einen Schweizer oder einen Ausländer anstellen.

Diese Massnahme als «Inländervorrang» zu bezeichnen (wenngleich als «weichen»), zeugt von einem sehr dehnbaren Sprachbegriff. Sollten in Zukunft die Unternehmen trotzdem bevorzugt Schweizer anstellen, dann hätte dies ausschliesslich mit der Fähigkeit zur Selbstdisziplin in den Unternehmen zu tun und nicht etwa mit der MEI-Umsetzung durch das Parlament.

Losgelöst von der Besetzung der offenen Stellen ist das Festlegen von Höchstzahlen zu sehen. Schliesslich ermutigt die Personenfreizügigkeit eine Zunahme wirtschaftlicher Aktivität in Sektoren mit tiefer Wertschöpfung. Das Parlament tut, Stand heute, nichts, um die Zuwanderung Geringqualifizierter aus der EU fernzuhalten – eine Zuwanderung, bei welcher der Übergang zur Migration in den Sozialstaat fliessend ist. Auch das Wachstum staatsnaher Bereiche, das durch die schrankenlose Verfügbarkeit von Personal angekurbelt wird, bleibt bestehen.

Sollte nicht in den weiteren parlamentarischen Beratungen die Berücksichtigung einer jährlichen Höchstzahl doch noch eine wundersame Auferstehung feiern, so wird das Kernanliegen der MEI klar verfehlt: die Senkung der Masseneinwanderung. Dies wiederum würde den Initianten Auftrieb geben für ein weniger mehrdeutig formuliertes Volksbegehren, als es die MEI ist: die Kündigung des Freizügigkeitsabkommens mit der EU.

Florian Schwab

Drittel bereits kontingentiert sei, habe der Entwurf kaum Folgen, kritisierte die NZZ.

Im Wahljahr 2015 wollte sich niemand dem Vorwurf aussetzen, den Volksentscheid vom 9. Februar 2014 nicht umzusetzen. Also hielt man sich bedeckt. Insgeheim liefen im Hintergrund unter freisinnig-sozialistischer Ägide aber fast generalstabsmässig die Vorbereitungen zum Aushebeln der MEI weiter. Der Freisinn schaltete Inserate, in dem die MEI zum Arbeitsplatz- und Wohlstandskiller degradiert wurde und die bilateralen Verträge hochstilisiert wurden. Mit immer neuen Varianten zur Umsetzung der MEI wurde in der Öffentlichkeit grosse Verwirrung gestiftet.

Prügelknabe für jedes Problem

Der Widerstand formierte sich auch noch auf anderer Ebene. Ein Grüpplein um die frühere Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (SP) lancierte die Rasa-Initiative, welche die MEI wieder rückgängig machen will. Konsequenterweise wurde die MEI auch zum Prügelknaben gemacht für alles, was im Lande schief lief. Ein besonders absurdes Beispiel dafür liefert eine Studie der Basler Anstalt für Konjunkturforschung, welche die Bankiervereinigung und der Versicherungsverband in Auftrag gegeben hatten und die zum Schluss kam, die MEI gehöre zu den «negativen Prognoserisiken» des Schweizer Finanzsektors. Eine unglaubliche Verdrehung der Fakten: Es ist vielmehr so, dass die Branche in der Schweiz seit zwanzig Jahren personell nicht mehr wächst, wie Bankier und SVP-Nationalrat Thomas Matter richtigstellte. Es sei ziemlich dreist, jetzt so zu tun, als werde wegen der MEI auf dem Schweizer Finanzplatz der personelle Notstand ausbrechen.

Nach fast zwei Jahren Gezerre legte Sommaruga Anfang 2016 dann endlich die definitive Botschaft zur MEI-Umsetzung vor. Das Papier hatte mit ihrem Versprechen noch weniger zu tun als mit der Vernehmlassungsvorlage von 2015. Aus Rücksicht auf internationale Verträge drückte sich die Landesregierung um griffige Zulassungsbeschränkungen. Das Herzstück der Vorlage bildete eine reichlich nebelhafte Schutzklausel. Es dauerte weitere sechs Monate, bis sich die Staatspolitische Kommission, inzwischen unter erheblichem Zeitdruck, weil die Initiative bis zum 9. Februar 2017 umgesetzt werden muss, über die Vorlage beugte und die ganze Übung unter der Regie des Freisinns und von Kurt Fluri endgültig zur Schmierenkommödie verkommen liess. Bundespräsident Schneider-Ammann kann nun am 19. September EU-Kommissions-Präsident Juncker rapportieren, dass die Schweiz ganz im Sinne der EU die Masseneinwanderungsinitiative umsetzen werde – ohne Kontingente und Höchstzahlen und in völliger Harmonie mit Brüssel und der sakrosankten Personenfreizügigkeit. Ein zahnloser Papiertiger, der den Volkswillen und die Verfassung nachgerade verhöhnt. ○

Überraschung süss und sauer

Von Florian Schwab — Von Anfang an war die Wirtschaft für eine weiche Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Was jetzt auf dem Tisch liegt, macht selbst Economiesuisse sprachlos.



Alles nach Plan: Verbandsspitzenleute Roland A. Müller (l.), Valentin Vogt.

Gedacht war das hochkarätige Treffen als Startpunkt für den bürgerlichen Schulterchluss bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI): Im vergangenen März traf sich erstmals die «Steuerungsgruppe MEI-Umsetzung» auf Einladung des Arbeitgeberverbands. Das prominent besetzte Gremium, bestehend aus Wirtschaftsverbänden und bürgerlichen Politikern, sollte den Gesetzgebungsprozess begleiten, den der Bundesrat gerade angestossen hatte. Der Arbeitgeberverband war durch Präsident Valentin Vogt und Direktor Roland A. Müller vertreten, Economiesuisse durch Präsident Heinz Karrer und Direktorin Monika Rühl.

Von der SVP war unter anderem Christoph Blocher mit von der Partie, von der FDP in führender Funktion der scheidende Parteipräsident Philipp Müller. Die CVP schickte ihren abtretenden Präsidenten Christophe Darbellay, den Genfer Nationalrat Guillaume Barazzone sowie Ständerat Pirmin Bischof. Eingeladen, aber entschuldigt waren unter anderen Gewerbeverbands-Präsident Jean-François Rime und der Mann, der ein halbes Jahr später zum grössten Hindernis für den MEI-Schulterchluss werden sollte: FDP-Nationalrat Kurt Fluri aus Solothurn. Die Steuerungsgruppe traf sich danach regelmässig und setzte zudem eine Task-Force für die Feinabstimmung ein.

Aus Sicht von Arbeitgeberverband und Economiesuisse lief alles nach Plan. Sie waren es gewesen, die ein knappes Jahr zuvor das Konzept einer Schutzklausel ausgearbeitet hatten: Der Bundesrat legt einen jährlichen Schwellenwert für die Einwanderung aus der EU fest. Wenn dieser überschritten wird, führt die Regierung zeitlich befristete Kontingente ein. Diese Schutzklausel schaffte es in den Umsetzungsvorschlag des Bundesrates, den dieser im Dezember 2015 in die Vernehmlassung schickte und im März dem Parlament über-

Dauerhafte Kontingente galt es aus Sicht der Wirtschaftsverbände unbedingt zu verhindern.

wies. Zuvor hatte Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) sich stets auf den Standpunkt gestellt, der auch der Maximalforderung der SVP entsprach: Der Verfassungsartikel sei nur durch dauerhafte Kontingente umsetzbar.

Dauerhafte Kontingente galt es aber aus Sicht der Wirtschaftsverbände unbedingt zu verhindern. Von Anfang an hatten sie sich für eine «wirtschaftsfreundliche», «flexible» und «weiche» Umsetzung starkgemacht. Sie befürchteten einen Verteilungskampf der Branchen. Dazu hatte die jahrelange Diskussion um die MEI-Um-

setzung einen Vorgeschmack geliefert, denn Arbeitgeberverband und Economiesuisse liessen durchblicken, dass die Kontingente eher die Klientel des Gewerbeverbands betreffen würden als die ihrigen der international tätigen Grossunternehmen. Der Gewerbeverband schoss sich infolgedessen auf jegliche Art von Kontingenten ein. Für den bundesrätlichen Umsetzungsvorschlag zeigte er sich dennoch kompromissbereit. «Mit der einseitigen Schutzklausel wird dem Abstimmungsergebnis vom 9. Februar 2014 innenpolitisch Genüge getan», schrieb der Verband von Jean-François Rime im März.

Versteift hinter verschlossenen Türen

Ein bundesrätlicher Vorschlag, der auf Plänen von Economiesuisse und Arbeitgeberverband beruhte und mit dem auch der Gewerbeverband hätte leben können, unterstützt ausserdem von wichtigen bürgerlichen Politikern von CVP bis SVP: Normalerweise hätte man hier «den Sack zumachen» können. Verbindliche Absprachen gab es in der locker organisierten Steuerungsgruppe zwar nicht. Aber verschiedene Teilnehmer versichern, bei einem Treffen kurz vor der entscheidenden Kommissionssitzung habe es einen Grundkonsens für einen Inländervorrang gegeben. Den Teilnehmern schwebte ein Modell vor, laut dem die Schutzklausel nicht landesweit, sondern begrenzt auf Berufsgruppen und Regionen gelten sollte. Kurt Fluri sass mit am Tisch und widersprach nicht. In der NZZ priors Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt diese abgespeckte Schutzklausel wenige Tage vor der entscheidenden Kommissionssitzung. Offensichtlich war er seiner Sache sicher.

Doch bekanntlich kam es anders. Die FDP versteifte sich hinter den verschlossenen Türen der Nationalratskommission auf die Haltung, jegliche Art von Höchstzahlen würde die Schweiz in den Clinch mit der Europäischen Union führen und die Bilateralen gefährden. Sie paktierte mit der SP, um sowohl den Inländervorrang als auch die bereits verwässerten Höchstzahlen zu eliminieren.

Bei isolierter Betrachtung sind die Wirtschaftsverbände die grossen Sieger dieser neuen Entwicklung, hatten sie doch von Anfang an die MEI bekämpft. Allerdings stellt das Scheitern der Schutzklausel ihrer parlamentarischen Arbeit kein gutes Zeugnis aus. Aus einer übergeordneten Sichtweise ist es zudem nicht im Interesse der Wirtschaft, die Grundlagen für radikalere Forderungen nach einer Begrenzung der Einwanderung zu schaffen.

Economiesuisse überlegt sich noch, was mit dem Kommissionsentscheid anzufangen ist. Von Heinz Karrer und Monika Rühl hat man dazu noch wenig vernommen. Derweil macht sich der Arbeitgeberverband bereits zum engagierten Anwalt des Kommissionsentscheids. In einigen Tagen steht die nächste Zusammenkunft der Steuerungsgruppe an. Für Gesprächsstoff ist gesorgt. ○

Biessamer Drahtzieher

Von Markus Schär — Ein grauer Profi-Politiker gilt als «Architekt» des Vorschlags, mit dem die Nationalratskommission die Masseneinwanderungsinitiative zu Makulatur macht: der Freisinnige Kurt Fluri. Was treibt den vielbeschäftigten Stadtpräsidenten von Solothurn an?



«Die sanfteste Variante»: Kurt Fluri.

Diesmal wirkt er hellwach; er scheint seinen Auftritt vor den Kameras der Nation zu geniessen. Im kurzärmligen weissen Hemd sitzt Kurt Fluri auf dem Podium, um zu erklären, wie die Nationalratskommission die Masseneinwanderungsinitiative umsetzt – im Klartext: den Verfassungsauftrag missachtet. «Wir haben die sanfteste Variante gewählt, die möglich war», gesteht der Sprecher der Mehrheit, die sich unter Führung der FDP mit sechzehn Stimmen gegen die neun SVP-Vertreter durchgesetzt hat: In der Vorlage, die der Nationalrat in der bevorstehenden Herbstsession berät, finden sich weder Kontingente noch Höchstzahlen, um die Zuwanderung zu steuern, weil es die EU verbot. Und das, geben auch freisinnige Kollegen von Kurt Fluri zu, bricht den Volkswillen in der Verfassung.

«Lange geplante Demütigung»

Aber die Mehrheit gibt den Tarif durch, absehbar auch im Parlament. Ihr Sprecher lächelt deshalb vor sich hin, während SVP-Mann Gregor Rutz als Vertreter der Minderheit über diese Machtdemonstration schimpft, als er spottet, es sei eine «erstaunliche Situation, dass ich näher beim Bundesrat bin als Herr Fluri», oder als er giftet, der FDP-Mann habe in der Kommission «etwa zwanzigmal gesagt», die SVP nenne nie

konkrete Höchstzahlen: «Es stimmt trotzdem nicht.»

Kurt Fluri kann sich, wider sein Naturell, entspannt geben: Die Freisinnigen haben zusammen mit den Sozialdemokraten geschafft, was der *Tages-Anzeiger* «die lange geplante Demütigung der SVP» nennt. Und sein Kontrahent Rutz erweist ihm sogar die Ehre: «Es ist Kollege Fluri in bemerkenswerter Weise gelungen, eine Koalition zu schmieden – mit den Linken, die gar nicht an einer Lösung interessiert sind.»

Ausgerechnet jetzt feiert der Freisinnige aus Solothurn seinen grössten Erfolg. Der 1955 geborene Sohn eines frühverstorbenen Uhrma-

Mit Christa Markwalder stand Fluri in der letzten Legislatur am linken Rand der FDP-Fraktion.

chers und einer Weissnäherin schloss sich schon vor seinem Rechtsstudium der FDP an, in seinem Kanton traditionell eine Volkspartei, bei der auch Leute aus einfachen Verhältnissen mitmachten. Er führt seit 1993 Solothurn als Stadtpräsident. Und er schaffte 2003 die Wahl in den Nationalrat. Dort passte er bestens in die freisinnige Fraktion, die sich gegen die SVP immer wieder mit der Linken verbündete. Mit seinen

wichtigsten Vorstössen forderte er, als Präsident der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz, einen «Aktionsplan Biodiversität»: Die Kantone wehren sich vehement dagegen, weil er für Hunderte von Millionen nur mehr Bürokratie brächte.

Kompass fehlt

Mit der europafreundlichen Berner Kollegin Christa Markwalder zusammen stand Kurt Fluri in der letzten Legislatur am linken Rand der FDP-Fraktion, mitten unter Vertretern der CVP und der BDP. Und da steht er, gemeinsam mit den etatistischen Fraktionskollegen aus dem Tessin und der Romandie, immer noch, auch nachdem bei den Wahlen vor einem Jahr das Parlament und damit die FDP nach rechts rückte. Eigentlich streben die Freisinnigen mehr Geschlossenheit an, auch den «bürgerlichen Schulterchluss» mit der CVP und der SVP. Der staatsgläubige Solothurner aber scherte auch in diesem Jahr immer wieder aus.

Parteirollen seien ihm ein Gräuel, sagte Kurt Fluri auf einem Podium bei den Solothurner Literaturtagen. Er nahm sich denn auch immer wieder die Freiheit, gegen die Partei und die Parteikollegen zu wirken. Er half eifrig mit, dass die FDP die Nein-Parole zur «Milchkuh-Initiative» fasste, in deren Komitee auch prominente FDP-Leute sassen. Er neigte sich in der Service-public-Debatte zur Linken, um gegen die Wortführer in seiner Partei die Pfründen der SRG zu verteidigen. Und er sagte im Nationalrat mit seiner entscheidenden Stimme einen Antrag von FDP-Mann Walter Müller ab, die Entwicklungshilfe weniger stark wachsen zu lassen. Dabei kämpfte Kurt Fluri allerdings nicht für die Freiheit eines wahrlich unabhängigen Kopfes. Als er in der Burka-Debatte der NZZ zu Protokoll gab, wir dürften unsere Werte nicht über die von anderen stellen, zeigte sich: Dem Freisinnigen fehlt einfach der Kompass.

Dieser Mann bot sich also an für die Manöver in der Nationalratskommission. «Ich war bis kurz vor der letzten Sitzung zuversichtlich», sagte Gregor Rutz an der Medienkonferenz. Die Vertreter der Parteien, die sich als bürgerlich verstehen, fanden sich – zusammen mit der Wirtschaft – in einem Kompromiss, bei dem alle nachgeben mussten: Ihre Lösung sollte zwar die Beschränkungen der Zuwanderung locker interpretieren, aber immerhin den Volkswillen in der Verfassung respektieren. Dann paktierten die Freisinnigen allerdings mit den Linken, und letztlich redigierte die Kommission die Anträge entsprechend den Wünschen der SP, um sie

gegen die SVP mehrheitsfähig zu machen. Und als «Architekten dieser Vorlage» (*Tages-Anzeiger*) oder schlicht als «Drahtzieher» (*NZZ*) feierten die Medien den FDP-Mann aus Solothurn.

Bei Kollegen und auch bei Kontrahenten gilt Kurt Fluri zwar als gescheiter Jurist mit einer «brillanten Dossierkenntnis», der auch den trockensten Bericht lese. Er schafft als «Übermensch der Effizienz», wie ihn die *Weltwoche* vor zwei Jahren lobte, ein unglaubliches Pensum, als Rekordhalter im Parlament mit 31 ausgewiesenen Nebenämtern, die ihm insgesamt einen Bundesratslohn einbringen. Bei Sitzungen oder auch in Gesprächen nickt der Politiker rund um die Uhr denn auch öfter ein. «Ich brauche nicht viel Schlaf», räumte er gegenüber der *NZZ* ein, «aber vier Stunden sind auf Dauer zu wenig.» Dennoch kann sich kaum jemand den biedereren Stadtpräsidenten als Strategen vorstellen: Hinter den Manövern mit der SP, gegen die SVP und damit gegen den Volkswillen, so gehen die Gerüchte, stecke Ex-FDP-Präsident Philipp Müller – oder FDP-Bundesrat Didier Burkhalter, der EU-freundliche Aussenminister.

Eigentlich hat Kurt Fluri genug eigene Sorgen in seiner Stadt. Nächstes Jahr wählen die Solothurner, die ihre Gemeindeversammlung als Legislative verstehen, die Exekutive, den dreissigköpfigen, nach Proporz zusammengesetzten Gemeinderat, und damit auch das Stadtoberhaupt. Der Amtsinhaber will noch eine siebte Legislatur anhängen, obwohl er derweil ins Rentenalter kommt und die *Solothurner Zeitung* nach 23 Jahren «KuFlu» über das «einfach nicht nahende Ende der Ära Fluri» spottet. «Es war der Wunsch meiner Partei, dass ich nochmals antrete», sagt er laut Sprachregelung – die FDP findet keinen Nachfolger. «Ich bin weiterhin voll motiviert wie am ersten Tag», beteuert er deshalb. Denn sein Beruf sei «quasi wie ein das ganze Jahr bezahlter Urlaub».

Schmerzliche Kanterniederlage

Allerdings treten die Roten und die Grünen, die im Gemeinderat dreizehn Vertreter gegenüber neun Freisinnigen stellen, wohl gegen das Stadtoberhaupt mit Sitzleder an. Und das *Oltner Tagblatt* stellt fest, «dass bei Kurt Fluri das Zuckerpapier abschlägt»: Schon bei den Ständeratswahlen 2011 erlitt er eine schmerzliche Kanterniederlage mit nur 29 401 Stimmen, wenig mehr als SVP-Herausforderer Walter Wobmann, gegen SP-Amtsinhaber Roberto Zanetti (44 808) und CVP-Neuling Pirmin Bischof (41 533). Vorsichtshalber will es sich der seit je nach links neigende Freisinnige deshalb mit der SP nicht verscherzen.

Dafür nimmt Kurt Fluri auch gerne hin, dass aus dem bürgerlichen Schulterschluss nichts wird. «Es gäbe im Parlament eigentlich Mehrheiten für wirtschaftsliberale Lösungen», sagt SVP-Mann Gregor Rutz. «Aber es gibt sie nur, wenn wir offen und ehrlich miteinander reden.»

EU

Schrödingers Katze

Von Wolf Linder — Die SVP torpediert den EU-Rahmenvertrag, bevor es ihn gibt. Das ist übereilt. Das Abkommen könnte der Schweiz Vorteile bringen.

Atomare Teilchen, so lehrt uns die Quantenphysik, können gleichzeitig verschiedene Zustände einnehmen, können also gleichzeitig zerfallen oder nicht zerfallen sein. Erst die Messung von aussen zeigt, was wirklich der Fall ist. Der Physiker Schrödinger hat dies seinerzeit mit der Katze in einer Kammer verglichen: Bevor wir die Kammer öffnen, ist das Tier sowohl tot als auch lebendig. Erst wenn wir die Türe aufmachen und nachsehen, können wir sagen, was los ist.

Diesem berühmten Paradoxon widersprechen die SVP und Roger Köppel: Sie erklären das Rahmenabkommen mit der EU für tot, obwohl noch niemand den genauen Inhalt eines solchen Vertrags kennt.

Mehr direkte Demokratie

Zwar sind wir nicht ganz ahnungslos in der Sache. Es ist nicht die Schweiz, sondern die EU, die das Abkommen will und zur Bedingung für die



Gute Gründe: Christoph Blocher.

Weiterführung der Bilateralen macht. Brüssel will dabei auch den Sanktionsweg bei Ablehnung der dynamischen Fortentwicklung des Vertragsrechts in seinem Sinne klären: Der Konflikt soll mit einem Richterspruch des Europäischen Gerichtshofs beendet werden. Und dem Vernehmen nach will Brüssel eigene Kontrolleure für die Umsetzung der bilateralen Verträge in der Schweiz einsetzen. Was wiederum die Schweiz nicht will. Das alles sind gute Gründe für eine gehörige Portion Skepsis. Aber ein entscheidender Punkt kann erst beurteilt werden, wenn wir den verbindlichen Inhalt des Rahmenabkommens kennen. Er betrifft die Rolle der direkten Demokratie. Wie immer unser künftiges Verhältnis zur EU aussehen mag – es wird noch mehr als bisher bestimmt sein von direktdemokratischen Entscheiden.

Seit 2003 sind alle internationalen Verträge mit wichtigen Gesetzesbestimmungen dem

fakultativen Referendum unterstellt, und das gilt auch für künftige Verträge mit der EU und deren Änderungen. Die Erweiterung der Volksrechte ist zeitgemäss und erfreulich – die Stimmbürgerschaft entscheidet gleichermaßen mit in der Innen- wie in der Aussenpolitik. In den Vetos gegenüber Brüssel wird freilich auch ein Risiko sichtbar, nämlich dasjenige der aussenpolitischen Verletzlichkeit. Das zeigte sich in doppelter Hinsicht. In den Nachfolge-Abstimmungen zu den Bilateralen lautete die Warnung an die Stimmbürgerschaft: «Ihr dürft nicht Nein stimmen, sonst gefährdet ihr die gesamten Beziehungen zu Brüssel.»

Dass umgekehrt die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative zu einem echten Risiko der Kündigung des gesamten Vertragswerks der Bilateralen würde, war wohl vielen Stimmenden wenig bewusst. Die Koppelung eines Vertrages mit allen anderen, welche die EU auferlegen kann, macht die Schweiz also nicht bloss verletzlich. Zudem bringt sie die Stimmbürgerschaft in ein Dilemma: Sie hat in allen Entscheiden das letzte Wort, darf aber im einen Fall nicht nein, im andern Fall nicht ja sagen, ohne einzukaufen, was sie nicht will.

Weniger verletzlich

Ein Rahmenabkommen nun, das die Grundzüge der Zusammenarbeit zwischen der Schweiz und der EU regelt, könnte diese Verletzlichkeit vermindern und liesse die Stimmbürgerschaft unbefangener urteilen als in den bisherigen Koppelgeschäften zwischen sachfremden Verträgen. Will die Schweiz einen einzelnen Vertrag oder seine Veränderungen per Referendum oder Initiative nicht weiter akzeptieren, so kommt es zur Beendigung dieses einzelnen Vertrags, aber nicht zur Kündigung des Rahmenabkommens. Die übrigen Beziehungen mit Brüssel blieben intakt. Geringere Verletzlichkeit, und überschaubarere Intentionen und Folgen des direktdemokratischen Vetos gegenüber Brüssel wären die Vorteile.

Zentraler Punkt ist freilich, ob am Ende der Verhandlungen ein Rahmenabkommen steht, das die Sanktionen Brüssels gegenüber einer Vertragsverletzung auf ebendieses einzelne Abkommen beschränkt. Nur: Solange wir dies nicht wissen, sollten wir Schrödingers Katze nicht voreilig für tot erklären.

Wolf Linder ist emeritierter Politologie-Professor der Universität Bern. Er war neben Simonetta Sommaruga Mitautor des «Gurten-Manifests», eines legendären Reformpapiers der Schweizer Sozialdemokraten.

Über den Arbeitsmarkt ins Sozialsystem

Von Beat Gygi — Die Zuwanderung in die Schweiz hat zwar etwas nachgelassen, aber es hat sich nichts daran geändert, dass die Ausländer über die Arbeitsmärkte ins Sozialsystem gelangen können. Die Kosten der Personenfreizügigkeit können rasant steigen.

Ende Juli machte es den Anschein, als ob das Staatssekretariat für Migration im Zusammenhang mit der Zuwanderung eine Entwarnung gebe. In der Meldung zur Ausländerstatistik zweites Quartal 2016 schrieb das Amt: «Die Nettozuwanderung in die Schweiz ist im ersten Halbjahr 2016 im Vergleich zur gleichen Periode im Vorjahr zurückgegangen: Der Wanderungssaldo lag Ende Juni 2016 bei rund 29 000 Personen – im Vergleich zu Ende Juni 2015 eine Abnahme von über 17 Prozent.» Diese Nachricht kam allen gelegen, die eine ernsthafte Kontrolle der Einwanderung ablehnen und argumentieren, die Zeit der grossen Zustrome sei vorbei.

Von Entwarnung kann indes keine Rede sein. Zunächst einmal deuten die Wanderungszahlen seit 2009 darauf hin, dass die jüngsten Werte im Vergleich mit der mittelfristigen Entwicklung nicht besonders niedrig sind. Die erste Grafik zeigt, dass der Saldo der Wanderungen, also Zuzüger minus Wegzüger, 2009 und 2010

auf ähnlichem Niveau war wie heute. Damals befand sich die Schweiz in einer Erholungsphase nach dem kurzen Wirtschaftseinbruch in der Finanzkrise; und die jüngste Verringerung der Nettozuwanderung fällt zusammen mit der Abkühlung der Wirtschaft nach der Freigabe des Euro-Franken-Kurses Anfang 2015.

Schneeballsystem in der Spätphase

Der Hauptmechanismus der Personenfreizügigkeit, die Sogwirkung des Schweizer Arbeitsmarktes, wirkte im ersten Halbjahr 2016 immerhin so, dass gut 30 000 ausländische Arbeitnehmer ins Land zogen. Aber das war nicht einmal die Hälfte aller Einwanderer. Aus der zweiten Grafik wird ersichtlich, dass der Familiennachzug mit knapp 21 000 Personen fast so bedeutend war. Arbeitstätige und Familien machten drei Viertel der ganzen Zuwanderung aus. Bildlich kann man es so ausdrücken: Die Schweiz und der EU/Efta-Raum hängen im Personenverkehr zusammen wie kommu-

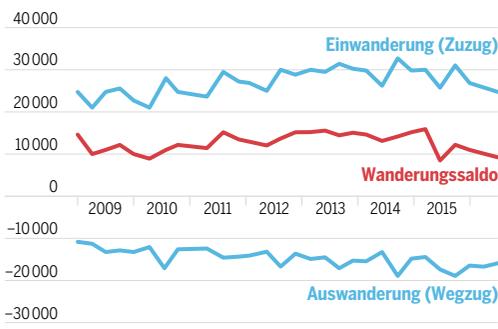
nizierende Gefässe, die von den Druck- und Sogverhältnissen auf beiden Seiten abhängen, ohne dass es in den Leitungen ein Ventil zum Regulieren des Durchflusses gibt.

Und die Leitungen führen nicht nur zu den Arbeitsmärkten, sondern auch ins Sozialsystem. Die Koordination der Sozialversicherungssysteme zwischen der Schweiz und der EU sieht zwar vor, dass eine Kurzaufenthaltsbewilligung (weniger als ein Jahr), eine Aufenthaltsbewilligung (meistens fünf Jahre) oder eine Niederlassungsbewilligung (unbefristet) nur erteilt wird, wenn entsprechend terminierte Arbeitsverträge mit Schweizer Arbeitgebern vorliegen. Aber wer seine Stelle verliert, kann über den Arbeitsmarkt als Zuwanderer dann relativ leicht ins Schweizer Sozialsystem gelangen. So fällt auf, dass ausländische Arbeitnehmer häufiger aus dem Arbeitsmarkt fallen als Schweizer.

Die Arbeitslosenquoten der Schweizer liegen seit Jahren bei etwas über 2 Prozent, die der Aus-

Nachlassender Zuwanderungsdruck

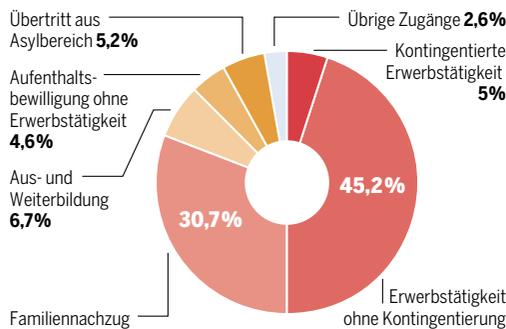
Saldo der Einwanderungs- und Auswanderungszahlen aus dem Raum EU-28/Efta, Anzahl Personen pro Quartal



QUELLE: SEM

Nur zur Hälfte hier fürs Arbeiten

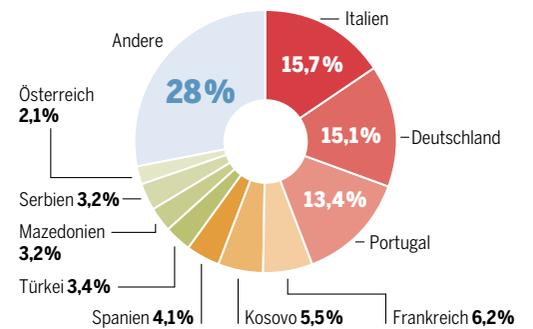
Einwanderungsgründe der Zuzüger im ersten Halbjahr 2016



QUELLE: SEM

Ausländer in der Schweiz

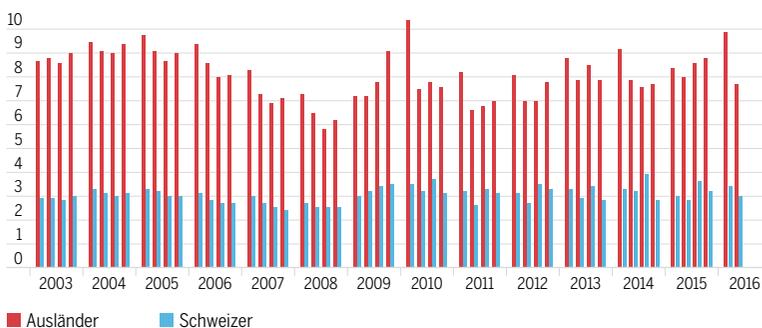
Ständige ausländische Wohnbevölkerung Ende Juni 2016, nach Herkunftsländern, in Prozent der Gesamtbevölkerung



QUELLE: SEM

Kontraste auf dem Arbeitsmarkt

Erwerbslosenquote von Schweizern und Ausländern im Vergleich, Quartalszahlen 2003 bis 2016, Arbeitslose in Prozent der Erwerbswilligen

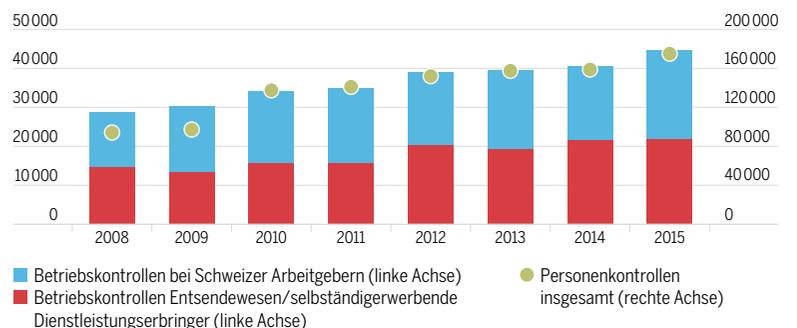


QUELLE: BFS

Von Entwarnung kann keine Rede sein: Zuwanderung in Zahlen.

Steigende Kontrollkosten

Anzahl Betriebs- und Personenkontrollen pro Jahr durch die tripartiten und paritätischen Kommissionen



QUELLE: SECO

länder dagegen bei rund 5 bis 6 Prozent, Tendenz steigend. Schaut man auf die Erwerbslosenquote, die neben den offiziell Arbeitslosen auch die ausgesteuerten Erwerbswilligen erfasst, sind die Werte etwas höher: Für die Schweizer liegen sie in der Nähe von 3 Prozent, für die Ausländer bewegen sie sich im Durchschnitt zwischen 6 und 9 Prozent, wie dies in der vierten Grafik unten links dargestellt ist. Die einen Herkunftsländer bereiten mehr Arbeitsmarktprobleme als die andern. Heute beträgt die ständige ausländische Wohnbevölkerung in der Schweiz rund zwei Millionen Personen oder etwa einen Viertel der ganzen Bevölkerung. Die grösste ausländische Gruppe bilden die gut 316 000 italienischen Staatsbürger, fast gleich zahlreich sind die Deutschen und die Portugiesen, wie in der dritten Grafik rechts dargestellt. Während die Schweizer immer die niedrigsten Arbeitslosenquoten bei etwas über 2 Prozent zeigen, sind die Deutschen mit Quoten bei 4 Prozent die Stablen unter den Ausländern. Die Italiener sind mit Werten von 5 bis 6 Prozent belastender, und die Portugiesen sind mit starken saisonalen Schwankungen von 6 bis 10 Prozent am wenigsten fit für den Arbeitsmarkt.

Die Einwanderung in die Sozialhilfe ist ebenfalls gut möglich und könnte laut Beobachtern des Systems an Bedeutung gewinnen. Laut einer Publikation der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe von 2014 waren 2012 in der Schweiz gut 35 000 Sozialhilfebezügler aus dem EU/Efta-Raum registriert. Die grössten Gruppen waren die Staatsbürger aus Portugal, Italien, und Deutschland. Am stärksten waren die Niedergelassenen vertreten, am wenigsten die Kurzaufenthalter.

Und wie steht es um die Altersvorsorge? Da wird ja oft gerühmt, dass die Zuwanderer mehr ins Sozialsystem einzahlen, als sie daraus beziehen. Das ist die oberflächliche Sichtweise. Laut Berechnungen der Bundesverwaltung und der UBS ist die AHV mit einer grossenteils versteckten Verschuldung belastet, die etwa 175 Prozent des Bruttosozialprodukts entspricht. Die Belastung wird dadurch verborgen, dass die zugewanderten ausländischen Arbeitskräfte eine Zeitlang aktive Beitragszahler sind und damit den Geldzufluss vergrössern – aber in zwanzig bis dreissig Jahren werden die Auszahlungen fällig. Das wird eine Riesensumme sein, wie dies bei Schneeballsystemen in der Spätphase üblich ist.

Vorläufig werden die direkter sichtbaren Kosten der Personenfreizügigkeit noch einige Aufmerksamkeit auf sich ziehen, etwa die flankierenden Massnahmen, welche die Arbeitsmärkte zunehmend komplizierter und teurer machen. Die letzte Grafik zeigt den steigenden Aufwand zur Kontrolle von Arbeitsverhältnissen, und ähnliche Kostenkurven können auch für das zugewanderungsbedingte Wachstum der öffentlichen Verwaltung im weiteren Sinn vermutet werden. ○

Initiativen

Balance- und nicht Kraftakt

Die Zuwanderung muss begrenzt werden. Diesen Auftrag erteilte das Volk der Politik. Die Kommission des Nationalrates hat die Leitlinien festgelegt. Ihr Modell ist ein guter Anfang. *Von Henrique Schneider*

Seit bald drei Jahren rätselt man darüber, wie die Balance zwischen der Senkung der Zuwanderung und der «wirtschaftsfreundlichen Umsetzung» zu erreichen ist. Die Meinungen gehen auch in der Wirtschaft auseinander. Das am Freitag von der vorberatenden Kommission verabschiedete Konzept baut auf einer Lösung der Sozialpartner auf, an welcher der Schweizerische Gewerbeverband massgeblich beteiligt war: Die Nationalratskommission will eine bessere Ausschöpfung des inländischen Arbeitskräftepotenzials. Sie sieht an zweiter Stelle eine obligatorische Meldepflicht bei Überschreitung eines Schwellenwertes vor. Als dritte Komponente will die Nationalratskommission Abhilfemassnahmen.

Was diese Massnahmen beinhalten, wird nicht konkretisiert. Sie werden allerdings zur wichtigsten Stellschraube in den nun folgenden Debatten. Eine solche Abhilfemassnahme könnte durchaus die zumindest temporäre Sistierung des Personenfreizügigkeitsabkommens sein. Das ist im Sinne der Initiative und würde die Vorlage eventuell sogar aus deren Warte in den akzeptablen Bereich retten. Setzen sich allerdings die Gewerkschaften durch, dann könnten die Abhilfemassnahmen auch in einer Verschärfung der flankierenden Massnahmen bestehen. Immerhin scheint unter Wirtschaftsvertretern ein Konsens darüber zu bestehen, dass ein Ausbau der flankierenden Massnahmen den liberalen Arbeitsmarkt unterminieren würde. Wie Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt kürzlich in der NZZ darlegte, muss die Dynamik gebrochen werden, dass die Gewerkschaften mit dem Zuwanderungs-Thema ihren «Wunsch Katalog» nach mehr Regulierung des Arbeitsmarktes durchsetzen.

Im selben Atemzug brachte der Arbeitgeberverband allerdings die Kontingentierung der Zuwanderung für bestimmte Berufsgruppen ins Spiel. Aber wo setzt man an? Bei den Branchen mit überdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit oder dort, wo die Löhne unter Druck kommen. Das tönt gut – ist aber schlecht. Denn dieses Arbeitsstellen-Mikromanagement ist nur mit einem staatlichen Bürokratiemoloch machbar. Im Kleinen, auf kantonaler Ebene, wurden schon bei der Einführung der Personenfreizügigkeit sogenannte tripartite Kommissionen aus Kantonen, Arbeitgebern und Gewerkschaften geschaffen, welche die Einhaltung «orts- und branchenüblicher Löhne» sicherstellen sollen. Diese Fehlkonzeption wurde zum Einfallstor für eine gewerkschaftli-

che Machtfülle, wie sie noch vor zehn Jahren in der Schweiz undenkbar schien. Dasselbe – nur eine Stufe grösser – droht bei einer branchenbezogenen oder regional begrenzten Kontingentierung der Zuwanderung auf Bundesebene.

Schlingernder Bundesrat

Dass diese bürokratische Überdehnung im Kommissionsvorschlag nicht berücksichtigt wurde, ist ausgerechnet der Sozialpartnerschaft zu verdanken. Manche Wirtschaftsvertreter, darunter der Gewerbeverband, suchten das Gespräch mit den Arbeitnehmerorganisationen und fanden ein tragfähiges Grundmodell, das sich auf den Text der MEI selber abstützt. Klipp und klar heisst es dort, das Instrument zur Begrenzung der Einwanderung sei ein Inländer-vorrang auf dem Arbeitsmarkt, der verhältnismässig umzusetzen ist. Wie funktioniert dieses Modell? Die erste Priorität ist die bessere Ausschöpfung des inländischen Arbeitskräftepotenzials. Das passiert in der Wirtschaft selbst. Sollte dies alleine nicht ausreichen, kommt der zweite Hebel. Bei Überschreitung eines Schwellenwertes kann der Bundesrat eine obligatorische, aber niederschwellige Meldung freier Stellen bei den regionalen Arbeitsvermittlungen verfügen. Punkt drei sind dann eben die Abhilfemassnahmen, welche noch mit Inhalt zu füllen sind.

Was machte die vorberatende Kommission des Nationalrates? Sie entschied. Das alleine ist bemerkenswert. Denn eigentlich war es die Aufgabe des Bundesrates, ein Modell vorzuschlagen. Die Exekutive schlingerte sich aus der Affäre. Institutionelles Rahmenabkommen, Brexit, ja sogar die Olympiade diente als Grund, keine konkrete Umsetzung der MEI vorzuschlagen. Die Kommission des Nationalrates nahm dann das Heft in die Hand und fällte einen Entscheid. In sechs Wochen tat sie das, was der Bundesrat in über zwei Jahren nicht zustande brachte.

Sind die Entscheide der Kommission nun die endgültige Lösung? Mitnichten. Zunächst werden diese vom Nationalrat und dann vom Ständerat im Plenum beraten. Ob sie das Modell verändern oder ein ganz neues vorschlagen, bleibt abzuwarten. Doch gerade aus der Sicht liberal gesinnter Wirtschaftsvertreter – und im Unterschied zu jenen Arbeitgeberverbänden, welche mehr teuren Staat wollen – lässt sich sagen: Der richtige Weg ist vorgespurt.



Henrique Schneider ist stellvertretender Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes.

«Auf einmal starre Fronten»

Von Roger Köppel — CVP-Präsident Gerhard Pfister über die Missachtung des Volkswillens, den «Umfaller» seiner Partei und die Frage, ob er schon seinen Einstieg in den Bundesrat plane.

Herr Pfister, seit Journalistengedenken gab es in der Schweiz wohl noch nie eine so krasse Missachtung des Volkswillens; selbst Rechtsprofessoren sprechen von einer «prekären Umsetzung». Deren Mitarchitekt sind Sie. Können Sie am Morgen noch guten Gewissens in den Spiegel schauen?

Ja, natürlich. Was der Volkswille ist, bestimmt das Volk. Egal, was das Parlament beschliesst, am Schluss können die Bürger ja immer noch sagen, ob es ihnen passt. Dass es bei der Masseneinwanderung einen Kompromiss braucht, war klar. Man musste vermitteln zwischen dem Verfassungsartikel, dem Ziel, die Bilateralen zu erhalten, und den Forderungen der Wirtschaft nach guten Arbeitskräften. Aber es ist kein Geheimnis, dass die CVP zusammen mit den Wirtschaftsverbänden eine Variante anstrebte, die näher bei der Verfassung gewesen wäre.

Sie haben einen Eid geleistet, die Rechte des Volkes zu schützen. Das Volk hat sich für eine eigenständige Steuerung der Zuwanderung mittels Inländervorrang, Kontingenten und Höchstzahlen ausgesprochen. Nichts davon ist im Entwurf der Kommission übriggeblieben.

Deshalb forderte die Wirtschaft als Ultima Ratio die Höchstzahlen, deshalb waren auch wir dafür, dass der Bundesrat im Notfall eigenständig diese Massnahmen anordnen können sollte. Aber wir kamen gegen die Freisinnigen nicht durch.

Sie haben sich immer wieder für eine Lösung ausgesprochen, die den Volkswillen respektiere. Ihre Vorlage setzt aber nach Auffassung von Rechtsgelehrten den Verfassungsartikel zu etwa einem Prozent um. Was ist mit Ihnen passiert?

Ich bin zu achtzig Prozent zufrieden, sonst hätte ich diese Vorlage nicht unterstützt.

Die Kommission spricht von «Inländervorrang light», aber es ist ja nicht einmal ein Inländervorrang, da es keine Pflicht gäbe, die inländischen den europäischen Arbeitskräften vorzuziehen.

Das stimmt. Selbst Bundesrätin Sommaruga sagt, das sei kein Inländervorrang, sondern lediglich eine Art Fachkräfteinitiative auf freiwilliger Basis.

Am 29. April dieses Jahres sagten Sie in einem Interview, es gebe einen Konsens unter den bürgerlichen Parteien, dass



«Wir kamen gegen die Freisinnigen nicht durch»: CVP-Chef Pfister.

man die Migrationssteuerung eigenständig durchsetzen wolle, sofern es keine einvernehmliche Einigung mit der EU gebe. Jetzt wurde auf jede Eigenständigkeit verzichtet. Die Schweiz muss bei jeder Massnahme, die über die bessere Nutzung des inländischen Potenzials hinausgeht, die EU um Erlaubnis bitten. Warum zerfiel der bürgerliche Konsens?

Er löste sich auf. Er bestand bis etwa eine Woche vor der Kommissionssitzung. Die

«Am Schluss können die Bürger ja immer noch sagen, ob es ihnen passt.»

FDP liess durchblicken, dass für sie Höchstzahlen absolut nicht in Frage kommen würden, nicht einmal in abgeschwächter

Form. Die FDP begann, sich auf einzelne Wörtchen zu versteifen. Es gab auf einmal starre Fronten.

Neu und speziell ist, dass die Gegner der Masseneinwanderungsinitiative von Beginn weg daran arbeiteten, die Initiative nicht umzusetzen. Beim Alpenschutz und bei der Zweitwohnungsinitiative, die ebenfalls zurechtgebogen wurden, war ein Wille zum gütlichen Kompromiss mit den Initianten erkennbar. Das ist hier anders: Der Wille zur Nichtumsetzung drang bei den Abstimmungsverlierern stets aus allen Poren.

Ich verstehe, dass sich die Situation aus der Sicht eines Befürworters so darstellt. Ich war immer der Meinung, es gebe einen pragmatischen Weg der Umsetzung. Wir haben in der Schweiz kein Verfassungsgericht. Die Frage der Verfassungsnähe ist also eine politische Frage, bei der man geteilter Meinung sein

kann. Nach dem Parlament hat am Schluss das Volk das letzte Wort. Man soll jetzt abwarten, was herauskommt. Wir sind am Anfang von mindestens vier Etappen. Die Leute haben letztlich das Recht, die Vorschläge des Parlaments zurückzuweisen.

Der Kommissionentwurf hat die Forderung des Verfassungsartikels, die Zuwanderung sei «eigenständig» zu steuern, vollständig geopfert. Der EU-Standpunkt steht für die Kommission weit über der Bundesverfassung. Wie können Sie eine solche Unterwerfung mit Ihrem Gewissen vereinbaren?

Die Vorschläge der CVP und der Wirtschaft sähen eigenständige Massnahmen vor. Die FDP sagte, diese eigenständigen Massnahmen würden die Bilateralen gefährden. Jetzt frage ich: Wenn die Wirtschaft selber, die ja das grösste Interesse am Erhalt der Bilateralen hat, solche eigenständigen Instrumente fordert – für wen spricht dann eigentlich die FDP? Irgendwann liess die Wirtschaft erkennen, das die Gespräche mit der FDP schwierig seien. Das ist bemerkenswert.

Warum gelang es Ihnen nicht, die Kommission hinter die CVP-Lösung zu bringen?

Man muss die Mehrheitsverhältnisse akzeptieren. Wir wollten, dass der Bundesrat Zusatzmassnahmen beschliessen könnte. Wir waren dafür, dass er sie auch ohne Zustimmung der EU beschliessen könnte. Letzteres kam nicht durch. Wir mussten entscheiden: Sind wir für nichts, oder sichern wir wenigstens die einvernehmlichen Zusatzmassnahmen? Das ist Realpolitik.

Sie traten an, die CVP wieder stärker als standfeste Partei mit Inhalten und Grundwerten zu profilieren, nicht bloss als bewegliche Mehrheitsbeschafferin. Im ersten Härtetest fallen Sie um. Warum schlossen Sie sich der Mehrheit an, deren Haltung Ihren Überzeugungen zuwiderlief?

Die Vorlage ist zu wichtig für die Wirtschaft. Wir müssen zu einem Zustand der Rechtssicherheit zurückkehren. Da muss man auch eigene Positionen zurücknehmen.

Sie hätten mit der SVP in die Minderheit gehen können. Ist die SVP aus Sicht der CVP so toxisch, dass ein Schulterchluss für den neuen Präsidenten tödlich wäre?

Nein, wir hätten es der SVP gerne etwas weniger leicht gemacht, sich jetzt als unbefleckte Gralshüterin des Volkswillens zu inszenieren. Ihre These, man habe sich an der SVP gerächt, ist falsch. Denn diese Umsetzung bringt der SVP Rückenwind. Ich hätte die SVP gerne in den Kompromiss eingebunden. Aber wo Sie recht haben: Ich habe meiner Basis schon einiges zugemutet und viel von ihr verlangt. Als Präsident

müssen Sie darauf achten, wie weit Sie gehen können.

Was hat die SVP falsch gemacht? Warum schaffte sie es nicht, die anderen von ihrem Kurs zu überzeugen?

Erstens: Sie hätte klarer signalisieren müssen, ob sie den Kompromiss vom Mai mittragen würde. Sie erleichterte durch ihre Unentschiedenheit der FDP den Ausstieg aus dem bürgerlichen Kompromiss. Zweitens: Sie verzichtete zu früh aufs Referendum.

«Ich wäre für ein Referendum. Dann gäbe es ein gutes Gespräch mit den Bürgern.»

Das nahm den anderen den Druck, sich mit der SVP zu einigen.

Mit dem Kommissionentwurf soll sich die Schweiz der Gnade Brüssels unterstellen. Man umgeht damit auch ein mögliches Resultat aussenpolitischer Verhandlungen. Die Schweiz streckt die Waffen, ohne herauszufinden, wie Brüssel auf mehr Eigenständigkeit reagiert hätte. Das darf man doch nicht tun. Es geht um die nationale Würde.

Hier würde ich antworten, was Friedrich der Grosse seinen Soldaten über sein Bild sagte: «Bitte etwas tiefer hängen.» Nicht dramatisieren. Ich wäre für ein Referendum. Dann gäbe es ein gutes Gespräch mit den Bürgern. Die SVP sollte gegen die Vorlage des Parlaments kämpfen. Wenn die Partei damit Erfolg hat, steht der Bundesrat unter Druck, im Einklang mit der Verfassung eine Verordnung zu erlassen. Er könnte ja nicht einfach den abgelehnten Parlamentsentscheid zum Massstab nehmen.

Sie sagten, mit der CVP werde es keine institutionelle Anbindung an die EU geben. Bleibt es dabei?

Man kann der EU sicher klarmachen, dass es zu den Bedingungen, welche die EU will, keine Volksmehrheit für einen Rahmenvertrag geben wird. Im Parlament herrscht hier mehr Einigkeit als im Bundesrat.

Werden Sie sich persönlich dafür einsetzen, die Verhandlungen jetzt zu stoppen?

Zu den Bedingungen, die heute zur Diskussion stehen, ist der Rahmenvertrag für die CVP ein No-Go.

Es war Ihr Markenzeichen, oft auch gegen die Partei die eigenen Überzeugungen durchzufechten. Erleben wir jetzt die Metamorphose von Präsident Gerhard Pfister zum Konkordanzchamäleon? Oder wollen Sie einfach nur Bundesrat werden?

Es ist doch klar, dass Sie als Präsident eine andere Rolle haben. Sie müssen führen, da müssen Sie auch bei eigenen Meinungen Abstriche machen. Wollte ich Bundesrat werden, wäre ich nicht Parteipräsident geworden. Das kann ich dementieren. ○

Medien

Schläfriger Riese

Viele Zeitungen stellen sich hinter die undemokratische MEI-Umsetzung.

«Weich», «sanft», «zahn» ... Nein, es geht nicht um Hauskatzen, sondern um den Gesetzesentwurf zur Masseneinwanderungsinitiative. In verständnisvollstem Sozialpädagogendeutsch kommentierten die meisten Schweizer Medien die Vorlage der Staatspolitischen Kommission des Nationalrats. Die *Ostschweiz am Sonntag* spricht von einem «weichen Inländervorrang». In Wahrheit müssten die Unternehmen offene Stellen bloss melden und könnten weiterhin nach Lust und Laune ausländische Arbeitskräfte rekrutieren. Weil man den Bruch mit Brüssel vermeiden wollte, habe die Kommission eine «äusserst sanfte» Umsetzung vorgeschlagen, schreibt die *Berner Zeitung*, die *Neue Luzerner Zeitung* säuselt von einem «äusserst zahmen» Vorschlag. Als ob man den schläfrigen Riesen namens Volk nicht wecken möchte, kommentiert man auf Samtpfoten, der Drahtzieher des antidemokratischen Schmierstückes, FDP-Nationalrat Kurt Fluri, wird als «Architekt» bezeichnet, unter seiner «Federführung» sei der «Kompromiss» vorangetrieben worden. In der *Sonntagszeitung* versucht man mit akrobatischen Zahlenübungen den Verfassungsbruch herunterzurechnen. Die Zuwanderung sei in den letzten Monaten deutlich zurückgegangen, im Juli regelrecht eingebrochen. Damit – so suggerieren die beiden Autoren – habe sich auch die Problematik entschärft. Und wenn es nur zehn Personen sein sollten, die reinkommen wollen: Die Mehrheit der Bevölkerung will, dass die Schweiz ihre Zuwanderung wieder selber steuert, mit Kontingenten und über den Inländervorrang. Davon ist im Gesetzesentwurf keine Spur. Das Ganze umzudrehen, gelingt nur der *NZZ am Sonntag*: Alle Parteien hätten dem Gesetzesentwurf zugestimmt, schreibt Chefredaktor Felix E. Müller, «nur die SVP gibt erneut ihr Lieblingsstück «Wir sind empört!» im politischen Volkstheater». Die SVP habe ihre angekündigte Kompromissbereitschaft nicht unter Beweis stellen müssen. Damit wird immerhin indirekt klar, dass die Vorlage der Kommissionmehrheit einem Kompromiss nicht einmal ähnelt. Einzig der *Blick*, sicher kein Freund der SVP, findet klare Worte: Der Kern der Initiative werde ignoriert, das Gesetz verletze die Verfassung in krasser Weise. «Weniger Volkswille geht fast nicht.» *Peter Keller*

Mehr Erfolg

Von Henryk M. Broder —
Der Wahnsinn dampft aus allen Poren.



Kurz bevor der G-20-Gipfel im chinesischen Hangzhou feierlich, aber ergebnislos zu Ende ging, verliess Kanzlerin Merkel den Konferenzsaal, um eine Erklärung zum Ausgang

der Wahl in Mecklenburg-Vorpommern abzugeben, bei der die «rechtspopulistische» AfD die CDU überholt und auf den dritten Platz verwiesen hatte. «Natürlich hat das was mit der Flüchtlingspolitik zu tun, ich bin Parteivorsitzende, ich bin Bundeskanzlerin, in den Augen der Menschen kann man das nicht trennen, und deshalb bin ich natürlich auch verantwortlich. Ich halte dennoch die Entscheidungen, so wie sie getroffen wurden, für richtig, und jetzt müssen wir weiter arbeiten... Alle müssen darüber nachdenken: Wie können wir jetzt das Vertrauen zurückgewinnen – und vorneweg natürlich ich.» Das war's. Sie hatte alles richtig gemacht, nur die Wähler hatten es irgendwie in den falschen Hals bekommen. Jetzt müsse darüber nachgedacht werden, wie man das Vertrauen zurückgewinnen könne. Ein echter Merkel-Satz, verschachtelt, konfus, unverbindlich. Die Kanzlerin würde eher ein Dirndl zum Staatsempfang anziehen, als dass sie zugeben würde, dass sie etwas verbockt hat. Und bevor es zu einer «virtuellen Diskussion» (Fraktionschef Volker Kauder) über die Frage kommen konnte, ob Merkel noch einmal für das Bundeskanzleramt kandidieren sollte, sprang ihr ausgerechnet einer ihrer Kritiker, Parteifreund Wolfgang Bosbach, zur Seite: «Eine solche Debatte würde der CDU eher schaden als nutzen, und ich wüsste nicht, mit wem wir mehr Erfolg haben könnten bei der Bundestagswahl 2017 als mit der jetzigen Kanzlerin.»

Während inzwischen zwei Drittel aller Deutschen die Politik der Kanzlerin für gescheitert halten, möchte der sonst zur Vernunft neigende Bosbach Angela Merkel wieder ins Rennen schicken, weil ihm niemand einfällt, mit wem die CDU «mehr Erfolg» haben könnte. Noch besser war nur eine Stellungnahme des Vizekanzlers Sigmar Gabriel, SPD, der angesichts der Milliarden, die für «Integration» ausgegeben werden, forderte: «Man darf das alles nicht nur den Zuwanderern zur Verfügung stellen, sondern man muss in einem grossen Solidaripakt auch anderen Menschen in Deutschland helfen.» Deutschland im Spätsommer 2016: Der Wahnsinn dampft aus allen Poren.

Fehlentwicklungen der Geldpolitik

Von Kurt Schiltknecht — Die sozialen Probleme können nicht mit starker Umverteilung und hohen Einkommens- und Vermögenssteuern gelöst werden.

In jüngster Zeit nimmt die (berechtigte) Kritik an den Notenbanken zu. Viele Kritiker vergessen allerdings, dass die Geldpolitik nicht losgelöst von der übrigen Wirtschaftspolitik beurteilt werden darf. Die Fehlentwicklungen in der Geldpolitik stehen zu einem grossen Teil im Zusammenhang mit der Überschuldung der Staaten. So dienen die unsinnig grossen Käufe von Staatspapieren der Vermeidung von Staatsbankrotten. Gleichzeitig schaffen sie den überschuldeten Ländern Spielraum zur Fortsetzung ihrer Schuldenwirtschaft. Mehr als einmal hat die Geschichte gezeigt, dass selbst unabhängige Notenbanken in einer Wirtschaftskrise mit Vorteil ihre Politik mit der übrigen Wirtschaftspolitik abstimmen. Dies hat sich auch während der Bankenkrise gezeigt. Die enge Zusammenarbeit zwischen Staat und Notenbank war in dieser Situation angebracht. Doch seither ist von einer fruchtbaren Koordination nicht mehr viel zu sehen.

In der Schweiz hätte es sich beispielsweise nach der starken Aufwertung des Frankens vor gut einem Jahr aufgedrängt, die Wirtschaft vorübergehend durch Steuerreduktionen und langfristig durch den Abbau von Regulierungen zu entlasten. Die Nationalbank hätte dann auf die schädlichen Negativzinsen verzichten und eine weitere leichte Aufwertung in Kauf nehmen können. Wie wenig die Politik auf gegenwärtige Wirtschaftsprobleme Rücksicht nimmt, zeigt auch die geplante Steuerreform im Kanton Schwyz. Obwohl die Zinsen in der Schweiz seit Jahren niedrig sind und die Negativzinsen die kleinen Erträge auf festverzinslichen Anlagen inzwischen ganz verschwinden liessen, will der Kanton Schwyz die Vermögenssteuer verdoppeln. Dadurch wird das für den Wohlstand eines Landes sehr wichtige Sparen noch unattraktiver, und die Gefahr der Abwanderung von Kapital in Länder ohne Vermögenssteuern nimmt zu. Es macht die Sache auch nicht besser, dass neben der Erhöhung der Vermögenssteuer eine Flat Tax eingeführt werden soll. Das könnte zwar ein erster Schritt in Richtung einer Entrümpelung und Vereinfachung der Steuergesetze sein, doch eine Verdoppelung der Vermögenssteuer rechtfertigt die Flat Tax nicht. Die geplante Steuerreform im Kanton Schwyz ist wie in so vielen anderen Fällen von der Idee geprägt, die Reichen mit hohen Steuern zu bestrafen und die eingenommenen Steuern den Armen zufließen zu lassen.



Derart motivierte Steuerreformen haben stets nur das Wirtschaftswachstum gebremst. Ziel jeder Reform müsste es sein, die Steuern so zu gestalten, dass sie die Anreize zur Schaffung von hochwertigen Arbeitsplätzen nicht beeinträchtigen. Nur mit einer solchen Politik lässt sich die Situation der Armen verbessern. Die meisten europäischen Staaten sind allerdings von einer solchen Steuerpolitik weit entfernt, und eine Änderung ist nicht in Sicht. Viel eher wird die Steuerschraube bei den Reichen und bei den Unternehmen weiter angezogen. Solange sich an dieser Situation nichts ändert, wird die Investitionstätigkeit weiter lahmen und die Produktivität der Wirtschaft, wie das in den Euro-Ländern seit Jahren der Fall ist, nicht oder nur wenig zunehmen. Als Folge davon nimmt die Wettbewerbsfähigkeit weiter ab, die Chancen eines starken Konjunkturaufschwungs rücken in weite Ferne, und der Spielraum für Lohnerhöhungen

fehlt. Weil die Europäische Zentralbank (EZB) mit ihrer Geldpolitik selbst maroden Ländern ermöglicht, sich bei Zinsen zwischen null und einem Prozent weiter zu verschulden, fehlt auch der Druck auf diese Länder, ihren Haushalt nach bald einem Dezennium endlich in Ordnung zu bringen. Letztlich destabilisiert die EZB mit ihrer Politik nicht nur die Finanzmärkte, sondern sie zementiert auch falsche Wirtschaftsstrukturen in den überschuldeten Ländern.

derart motivierte Steuerreformen haben stets nur das Wirtschaftswachstum gebremst.

Ungebremste Einwanderung

Wir machen es uns in der Schweiz zu einfach, wenn wir selbstgefällig mit dem Finger auf die überschuldeten Länder zeigen. Denn auch hier ist die Zahl der anstehenden Fiskalprobleme gross. Im Vordergrund steht eine Neuordnung der Sozialpolitik. Diese drängt sich nicht zuletzt im Zusammenhang mit den demografischen Veränderungen und der ungebremsten Einwanderung von Arbeitskräften und Flüchtlingen auf. Solange es aber noch Parteien gibt, die angesichts der vielen Milliardäre und Millionäre in der Schweiz die Finanzierung der überbordenden sozialpolitischen Aufgaben als problemlos hinstellen, ist eine sinnvolle Diskussion schwierig. Doch früher oder später werden auch diese Kreise zur Kenntnis nehmen müssen, dass nirgendwo auf der Welt die sozialen Probleme mit einer starken Umverteilung und mit hohen Einkommens- und Vermögenssteuern gelöst werden konnten.

Trump goes to Mexico

Von Hansrudolf Kamer — Donald Trumps zehn Grundsätze zur Einwanderungspolitik sind vernünftig. Eine Nation ist eine Nation, wenn sie ihre Grenzen kontrolliert.



Amerikas längster Präsidentenwahlkampf biegt auf die Zielgerade ein. Beide Lager richten sich auf einen Kampf auf Biegen und Brechen ein. Die klare Favoritenstellung

Hillary Clintons ist in den letzten Wochen weniger klar geworden, weil ihr Gegner viel Terrain gutgemacht hat.

Zunächst schüttelte Donald Trump seine marode Wahlkampf-Organisation durch und stellte sie neu auf. Dann disziplinierte er seine Wortwahl, zügelte seine ungehobelte Spontaneität und hielt sich an den Teleprompter. Niemand weiss natürlich, wie lange er sein Naturell unterdrücken kann.

Schliesslich reiste er nach Mexiko und wurde vom Präsidenten als Staatsgast empfangen, was von den Demokraten scheel angesehen wurde. Dem Ausflug folgte eine grosse Rede zur Einwanderungspolitik* in Phoenix, Arizona, die bei konservativen Republikanern gut ankam. Diese zählen sonst zu Trumps schärfsten Kritikern.

Als Folge davon reduzierte sich Clintons Vorsprung in kritischen Staaten auf weniger als fünf Prozent. Bei den Demokraten begannen die Alarmglocken zu läuten. Der sichere Wahlsieg schien plötzlich weniger sicher, zumal die eigene Kandidatin weiter Schwächen offenbarte und sich aus dem Gestrüpp der FBI-Untersuchungen herauswinden muss. Die Zeit drängt.

In weniger als drei Wochen beginnt die frühe Stimmabgabe – und sie nimmt zu: 2012 gab mehr als ein Drittel der Wähler die Stimme vor dem Wahltag ab. Am 26. September findet an der Hofstra University auf Long Island, New York, die erste Debatte zwischen Clinton und Trump statt, auf die sich Hillary akribisch vorbereitet. Offen ist, ob Gary Johnson, der Kandidat der Libertarian Party, einen Platz erhält. Er liegt in Umfragen bei knapp zehn Prozent.

Inzwischen hat der irrlichternde Trump seine Politik so weit präzisiert, dass sich ungefähr abschätzen lässt, wie er als Präsident operieren könnte. Trump ist ein Nationalist. «America first» ist bei ihm – unbelastet von historischen Verirrungen – ernst gemeint.

Er will keine Abenteuer im Ausland mehr («nation building» und «regime change» wären vorbei), er beharrt auf Reziprozität im

Aussenhandel und will von den Alliierten mehr Eigenleistung. Er will das Militär aufrüsten, die Veteranen besserstellen und die Einwanderung beschränken – will sagen, die illegale unterbinden und die legale kontrollieren.

Auch George W. Bush sprach sich im Wahlkampf 2000 vehement gegen «nation building» aus, bevor er dann als Präsident nach 9/11 das Gegenteil praktizierte. Ereignisse sind die eigentlichen Antreiber jeder Politik, die ein Präsident macht, was immer er im Wahlkampf versprochen hat.

Doch Trump ist kein normaler Politiker, nicht assimiliert in der Washingtoner Gebetsmühle. Er ist schwer zu lesen. So hatten die Demokraten lange behauptet, ein Präsident Trump wäre eine diplomatische Katastrophe. Was tut der Geschmähte? Er reist nach Mexiko, wird von Präsident Enrique Peña Nieto empfangen, macht eine gute Figur – Besuchsdiplomatie wie aus einem Guss.

«Ich hatte eine sehr offene und konstruktive Diskussion mit Donald Trump», sagte der Gastgeber an der gemeinsamen Pressekonferenz. «Obwohl wir nicht in allem einer Meinung sind [dazu gehört die Finanzierung der Mauer], glaube ich, dass wir zusammen in der Lage sind, Prosperität und Sicherheit zu finden.»

Trump, nicht minder freundlich: «Wir sind vereint durch unsere Unterstützung der Demo-

kratie, eine starke Liebe für unser Volk und die Beiträge von Millionen von Mexiko-Amerikanern für die Vereinigten Staaten.» Er sprach auch sehr wohlwollend von mexikanischen Einwanderern der ersten, zweiten und dritten Generation – von sehr arbeitsamen Leuten. Im Frühling hatte Trump noch von mexikanischen Verbrechern und Vergewaltigern gesprochen und damit allseits Empörung ausgelöst.

Die Einwanderungspolitik ist Trumps *signature theme*. Seine Politik, wie er sie in Phoenix darlegte, wäre eine radikale Abkehr von den Praktiken und Reformansätzen der letzten Jahrzehnte. Seine zehn Grundsätze sind vernünftig – eine Nation ist eine Nation, wenn sie ihre Grenzen kontrolliert – und seine Prioritäten auch. Mauern, Zäune, mehr Grenzpatrouillen und Inland-Tracking sind notwendig; die Absperrung um San Diego hat die illegale Einwanderung stark reduziert, genauso wie neue Grenzinstallationen in Europa den Flüchtlingszustrom eindämmen.

Straffällig gewordene Ausländer sollen ausgewiesen und deportiert werden. Und nicht-kriminelle Illegale? Bei diesem Thema war Trump plötzlich ein ganz normaler Politiker. Über ihre Stellung werde dann entschieden, wenn es in einigen Jahren keine illegale Einwanderung mehr gebe, erklärte er in Phoenix.

Was das bedeutet, ist jedem Amerikaner klar: Sie werden «legalisiert», erhalten eine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung. Das reduziert Amerikas Einwanderungsproblematik auf handhabbare Dimensionen. Doch zuerst muss Trump seine grosse Mauer bauen. Nur er kann es.

Das Magazin *Politico* hat den Wortlaut von Trumps Rede publiziert: <http://www.politico.com/story/2016/08/donald-trump-immigration-address-transcript-227614>



Besuchsdiplomatie wie aus einem Guss: Präsident Peña Nieto, Präsidentschaftskandidat Trump.

Vier Jahre Party-Bern

Von Christoph Mörgeli

RGM ist nicht das Kürzel für Revolutionär-Genossenschaftliche Marxisten. Sondern für Rot-Grün-Mitte. RGM hält das Regierungsruder in der Stadt Bern fest in der Hand. Das wird auch nach den Wahlen vom November so bleiben. Selbstzufrieden bis aufgeblasen präsentierte der abtretende Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP) zusammen mit seinen Mitregentinnen Ursula Wyss (SP) und Franziska Teuscher (Grünes Bündnis) die Leistungen der letzten vier Jahre. Die drei deponierten ihre Erfolgsbilanz. Dabei müssten sie – bei nötigen Investitionen allein in Bauprojekte von 1,2 Milliarden – eigentlich Berns Bilanz deponieren.

Zur Überraschung selbst seiner linken Kolleginnen schwafelte Tschäppät, noch immer prallvoll mit neuen Ideen, die Stadt könne aus der Disco am Bahnhofparking «einen weiteren Jugendraum machen» – «ergänzend» zum bereits geplanten Jugendlokal an der Nägeli-Strasse. Noch etwas mehr Party-Bern. Noch etwas mehr Spass, Freizeit und *Judihui*. Noch etwas mehr Reithalle-Groove, schwarzer Block, Linksautonome. Inklusiv: basisdemokratisches Steinewerfen auf Polizisten, lustiges Scheibeneinschlagen und heiteres Zerstören und Beschmieren des verbliebenen heimischen Gewerberaumes.

«Mehr Einwohner», freute sich das selbstzufriedene rot-grüne Berner Trio. Welche Art von Einwohnern in die zunehmend verwahrloste Bundesstadt zieht, verschwieg man wohlweislich. «Mehr Steuereinnahmen», lautete die nächste Erfolgsmeldung. Aus der Sicht von Tschäppät, Wyss und Teuscher ist selbstverständlich auch der Raubzug aufs Portemonnaie der Bürger eine politische Gewaltleistung. «Fünfzehn Prozent mehr Schüler», ertönte das Triumphgeheul von Franziska Teuscher in Sachen Wertschöpfung dank internationalem Familiennachzug.

Ursula Wyss erinnerte an die von ihr initiierte unschlagbare «Velo-Offensive». Inklusiv projektierter Velobrücke: «Das Velo gehört einfach zu einer modernen Stadt wie Bern.» «Wir haben Bern weitergebracht», so das allgemeine Fazit. Während die öffentlichen Gebäude verfallen, bedient RGM die eigene Wählerschaft mit Velowegen und Alternativkultur. So ziemlich jeder Einwohner Berns kandidiert jetzt als Stadtpräsident. Zugegeben, auch in Zürich herrscht Rot-Grün-Mitte. Aber immerhin etwas weniger vollmundig und selbstgefällig. Zürich hat Escher Wyss. Bern hat nur Teuscher Wyss.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Der unheimliche Sustenpass

Von Peter Bodenmann — Hier raste eine F/A-18 ohne Autopilot in eine Felswand. Schon wieder.



Gefangen in der Logik des eigenen Apparates: Unfallstelle beim Sustenpass.

Kein Land der Welt ist besser kartiert als die Schweiz. Die ETH von Zürich und die von Lausanne sind die beiden besten technischen Universitäten Kontinentaleuropas. Trotzdem wirft die «beste Armee» der Welt jedes Jahr absurd viel Geld für irgendwelche unnützen IT-Projekte aus dem Fenster.

Und jetzt rast schon wieder ein teurer Kampfflieger bei schlechtem Wetter in eine Bergflanke. Hat Skyguide dem unglücklichen Piloten per Funk falsche Höhenangaben mitgeteilt? Konnte Meiringen den Irreführten gar nicht mehr erreichen? Hat Ueli Maurer es verpasst, das Steinzeit-Radar aus der Bresch-njew-Ära zu ersetzen? Oder...

Untersucht wird der Fall von der Militärjustiz. Militärjustiz hat mit Justiz so viel zu tun wie Militärmusik mit Musik. Beide sind *embedded*, gefangen in der Logik des eigenen Apparates.

Schweizer Kampfflugzeuge müssten längst einen Autopiloten an Bord haben, der verhindert, dass jedes Jahr bei schlechtem Wetter teure Flieger in die nächste Felswand rasen. Die Lösung dieses Problems wäre für unsere Forscher, Tüftler und Entwickler ein Sonntagsspaziergang. Weil sich weltweit fast alle mit autonomem Fliegen und Fahren befassen.

Anstatt immer alle IT-Aufträge unter einer geheimen Filzdecke zu vergeben, müsste das VBS eine öffentliche Ausschreibung mit einem wasserdichten Pflichtenheft machen. Um so

den Wettbewerb der Ideen und Konzepte zu befeuern, statt nur Steuergelder unnützlich zu verbrennen.

Die Schweizer Jusos fordern ein totales Flugverbot für die Schweizer Luftwaffe. Bis der Himmel über der Schweiz wieder sicher sei. Damit die beste Armee der Welt nicht weiterhin auf Kosten ihrer Piloten aktiv abrüste.

Das ist zwar gut gemeint, aber vielleicht etwas übertrieben. Es genügt, wenn die Piloten künftig nur bei gutem Wetter starten und nur in Höhen von 5500 und mehr Metern über die Alpen hinwegdüsen. Damit sie in keine Felswände mehr rasen.

Das würde vorab die naturverbundenen Bergsteiger freuen, die immer wieder durch unerwartete Überschallknalls zu Tode erschreckt werden. Niemand weiss, wie viele unaufgeklärte Todesfälle es in den Schweizer Alpen aufgrund dieser Schrecksekunden schon gegeben hat. Weil niemand dieser in einschlägig bewanderten Bergsteiger-Kreisen vieldiskutierten Frage nachgeht. Der Grund: Der dafür zuständige SAC ist immer noch militärverseucht.

Woran sich viele nicht mehr erinnern wollen: Bei Krisen in der Zeit des Kalten Krieges wären kritische Soldaten in ein Konzentrationslager am Sustenpass verfrachtet worden. Ich wäre einer von ihnen gewesen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Alles im Griff

Von Kurt W. Zimmermann — Weltweit nehmen die Politiker die Medien in den Griff. In der Schweiz üben sie noch.

Für Alexis Tsipras läuft es gut. Endlich hat der griechische Ministerpräsident die Medien besser unter Kontrolle.

Letzte Woche reduzierte die griechische Regierung die Zahl privater TV-Stationen von sieben auf vier. Zwei davon sind stramm regierungsfreundlich. Dazu kommen die drei Kanäle des Staatsfernsehens ERT. Hier hat Tsipras längst dafür gesorgt, dass nur regierungsnahe Journalisten eingestellt werden.

Für Recep Tayyip Erdogan läuft es ebenfalls gut. Zuletzt hat der türkische Präsident vierzig Radio- und TV-Stationen und sechzig Zeitungen und Zeitschriften verboten. Der Rest ist nun straff auf Regierungskurs.

Wir könnten auch Polen, Ungarn oder Russland nennen. Überall verstärkt die Politik den Druck auf die Medien. Aber auch in Frankreich, Italien und Deutschland sagen die Parteispitzen, wo es langgeht. Wer politisch zu wenig gefügig ist, wie etwa der ZDF-Chefeditor, der wird gefeuert.

Bemerkenswert an dieser Entwicklung ist, wie sie im Gegensatz zur Selbstwahrnehmung der Branche steht. Unablässig beklagen Journalisten und Medienbesitzer den Machtverlust der Medien. Sinkende Auflagen und Einschaltquoten hätten sie in Richtung Bedeutungslosigkeit gedrängt.

Für Medienleute haben die Medien nur noch geringe Macht. Für Politiker sind sie weiterhin ein enormer Machtfaktor. Darum versuchen sie, die Macht unter Kontrolle zu bekommen.

Einmal im Jahr veröffentlicht die Organisation Reporter ohne Grenzen ihren «Press Freedom Index», der die Pressefreiheit in 180 Ländern beurteilt. Der Bericht ist zwar eher schludrig gemacht, aber eine Tendenz ist doch klar sichtbar: Die Lage unabhängiger Medien verschlechtert sich. Terrorbekämpfung und nationale Sicherheit sind für Politiker willkommene neue Argumente, um den politischen Druck auf Journalisten zu erhöhen.

In der Rangliste der Pressefreiheit von 2016 steht die Schweiz auf Rang sieben, hinter Costa Rica und vor Schweden. Das ist gut. In privaten Medienhäusern haben Behörden, Parlament und Regierung hier nichts zu melden.

Der politische Zugriff auf die Medien fokussiert bei uns ausschliesslich auf die SRG. Und hier schliessen sich unsere Politiker neuerdings dem internationalen Trend zur Medienkontrolle an.

Letzte Woche beschloss die Fernmeldekommission des Nationalrats, dass künftig das



Machtfaktor: Medienministerin Leuthard.

Parlament bei der SRG-Konzession mitzureden habe. Vor allem die bürgerlichen Vertreter von SVP und FDP drückten die Idee durch. Es wäre das erste Mal, dass die gewählte Mehrheit einen direkten Zugriff auf ein Medienunternehmen bekommt, allenfalls bis hin zum Programmkonzept.

Es will sich dabei kein gutes Gefühl einstellen. Man wird den Eindruck nicht los, dass hier tatsächlich an der Unabhängigkeit der SRG gesägt werden soll, vorerst noch in einer Art Übungsmodus.

Das Problem der SRG ist komplex: Es treffen hier zwei durchaus vernünftige Sichtweisen aufeinander, die staatsbürgerliche und die journalistische Sichtweise.

Aus Sicht des Staatsbürgers ist die SRG zu einem auch wirtschaftlich dermassen dominanten Medienkoloss geworden, dass seine Marktstellung allmählich ungesund wird. Es ist darum vernünftig, dass die Politik die Marktmacht steuern will.

Aus Sicht des Journalismus ist die SRG der bedeutendste Inhaltslieferant des Landes, mit hoher Unabhängigkeit, die nur mitunter mit etwas Linksdrill angereichert ist. Es wäre verheerend, wenn die Politik das journalistische Angebot steuert.

Staatsbürgerliche gegen journalistische Sicht. Ich würde mich für den Journalismus entscheiden.

Karriereberatung

Von Beatrice Schlag — Schlechte Tipps für Frauen.

Männer lesen vor allem Bücher, die sie beruflich weiterbringen sollen. Frauen lesen lieber Romane. Aber da auch sie bei der Arbeit weiterkommen wollen, lesen sie ebenfalls Ratgeber,



wie sie trotz ihres Geschlechtes erfolgreich Karriere machen können. Die Ratgeber werden zunehmend von Frauen verfasst, deren beruflicher Erfolg auch aus männlicher Sicht schwindelerregend ist. Leider beantwortet die Lektüre über die Anforderungen in Hinsicht auf den weiblichen Aufstieg in den meisten Fällen vor allem die Frage, warum die wenigsten Frauen eine Karriere überhaupt ins Auge fassen. Denn was ihnen da an Charakterverrenkungen, Lüge, Anpassung und strategischen Kniffen empfohlen wird, ist eine Beleidigung. Unweigerlich kommt einem der Satz «Ratschläge sind auch Schläge» in den Sinn. Etwa wenn berufstätigen Frauen geraten wird, zu schwindeln, wenn sie zu Hause bleiben müssen, weil ihr Kind Fieber hat. Denn das empfinden viele Arbeitgeber offenbar als Unzuverlässigkeit. Empfohlen wird stattdessen, sich selber als krank abzumelden. Denn krank wird jeder mal, Mutter nicht. Noch nie hat man in einem Berufsratgeber für Männer gelesen, dass sie sich nicht in eine Business-Idee verlieben und verrennen, sondern sich an den Mitarbeiterinnen orientieren sollen, die oft auch die scheinbar beste Lösung nochmals überdenken wollen. Frauen hingegen wird ernsthaft geraten, ihre Tendenz zu allzu viel Überlegung zu bremsen. «Frauen sehen jeden Grauton», heisst es in einem britischen Leitfaden für Karrierefrauen. «Wenn es für Männer 49 Prozent ist, ist es weiss, bei 51 Prozent ist es schwarz.» Das nennt sich binäres Denken, findet sich ausgeprägt beim männlichen Geschlecht und sollte auf dem Weg nach oben von Frauen dringend geübt werden. Ausserdem muss das Nettsein, das Mädchen bekanntlich eindringlicher anezogen wird als Buben, laut Ratgeber auf dem Karriereweg abgelegt werden. Denn es führt angeblich dazu, dass Frauen glauben, erfolgreich zu sein, wenn sie am Arbeitsplatz gemocht werden. Als sei ein Kotzbrocken prädestinierter für den Erfolg als ein umgänglicher Mensch. Der Ratgeber für Frauen, die sich auch in der Teppichetage noch mögen wollen, wäre ein garantierter Bestseller.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man das SMS der Freundin lesen, wenn das Handy in der Wohnung herumliegt?
Roman Burkhard, Uster

Es gibt exakt eine Person, welche diese Frage abschliessend beantworten kann: die Freundin. Sofern diese keine explizite Erlaubnis gibt, ist die Antwort auch unsererseits klar: Nein, das ist irgendwie nicht richtig. In Zeiten von Smartphones, die aufleuchten und SMS gut sichtbar auf dem Display anzeigen, ist es natürlich noch verführerischer und leichter geworden, sich in die Belange anderer einzumischen. Aber wozu die Spionage? In guten Beziehungen gibt man dem anderen ein wenig Luft zum Atmen und achtet dessen Grenzen. Wer nichts zu verbergen hat, dem steht seine Privatsphäre besonders zu. *Claudia Schumacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ja, sie sind stark geworden, die modernen Suffragetten der Flower-Power-Generation.» *Hanna Willimann*

Bloss Mitläufer

Nr. 35 – «Flintenweiber»;
Wolfgang Koydl über politische Führerinnen

Wie knallhart und skrupellos Frauen in Führungsrollen handeln, kann man anhand der damaligen Terroristenszene in der BRD zeigen. Neben Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin, Susanne Albrecht, Friederike Krabbe, Gabriele Kröcher-Tiedemann, Silke Maier-Witt, Brigitte Mohnhaupt, Juliane Plambeck, Astrid Proll, Adelheid Schulz, Angelika Speitel, Sigrid Sternebeck und Inge Viett erscheinen die Männer als folgsame Mittäter, ja sogar nur Mitläufer.

Walter Messerli, Interlaken

Ja, sie sind stark geworden, die modernen Suffragetten der Flower-Power-Generation. Davor war ihre Rolle ja klar definiert. Es sieht so aus, als würde das Pendel momentan noch immer in Richtung anderes Extrem schwingen. Das beweist mir das Verhalten dieser skrupellosen Polit-Amazonen, wohl erzeugt durch den Frust der jahrhundertelangen Unterdrückung. Die Frage lautet für mich: Wann hört dieses läppi-sche Kräfte-messen endlich auf? Wann werden Frauen wieder Frauen, ohne sich und anderen beweisen zu müssen, dass sie auch Silberrücken spielen und damit alles erreichen können? Warum wollen sie das überhaupt? Warum wollen sie immer noch nicht ihr authentisches Selbst sein und gehorchen stattdessen immer noch einer medial verkauften oder anerzogenen Superweib-Vorgabe?

Hanna Willimann, Basel

Hauptsache, es hat genügend Helikopter

Nr. 35 – «Es geht nicht»;
Markus Schär über die Grünen

Unsere unglaubliche Umweltministerin hat keine Probleme damit, dem Stimmvolk Mässigung und Verzicht zu predigen. Aber selber fliegt sie mit dem Privatjet für einen Privatanlass nach Dubai und zurück. Die Grünen predigen das Gleiche, scheuen sich aber nicht, mit dem Armee-Heli von Andermatt nach Genf zu fliegen. Konsequenterweise wird daher die Anschaffung neuer Kampfflugzeuge für die Schweizer Luftwaffe bekämpft. Hauptsache, es hat genügend Helis.

Roger Hauser, Bülach

So schludrig wie heute in der Schweiz mit Verfassungsbestimmungen umgegangen wird, kann man ohne Bedenken der gutgemeinten Volksinitiative für eine «grüne Wirtschaft» zustimmen. Die Sache wird dann eh bei der



«Wann werden Frauen wieder Frauen?»

Umsetzung im Sinne unserer Wirtschaftselite zurechtgebogen. *Alex Schneider, Küttigen*

Nachfrage und Profit

Nr. 35 – «Wie es uns gefällt»;
Remona Aly über den Burkini

Dass Bekleidungsfirmen Burkinis anbieten, hat nichts mit Sympathie, sondern lediglich mit Nachfrage und Profit zu tun. Was die eloquente Autorin in ihrem Text allerdings elegant umgeht, sind zwei Punkte. Erstens: Wie viele Musliminnen kleiden sich freiwillig so? Denn die Freiwilligkeit ist ein Grundstein unseres Gesellschaftsverständnisses. Und zweitens: Welche Identifikation hat jemand in dieser Bekleidung mit den freiheitlichen Werten der westlichen Welt?

Marcus Lang, Büren an der Aare

Sägemehl auf dem Rücken

Nr. 35 – «Schweizer à discrétion»;
Editorial von Roger Köppel

Brüssel freut sich über Mithelfer und streift ihnen bei jeder Gelegenheit das Sägemehl vom Rücken.

Hans Schmid, Zufikon

Mit grossem Vergnügen habe ich Ihren Editorial-Beitrag gelesen, dem ich als Deutscher vollumfänglich zustimmen kann. Leider sind in meinem Land solche Beiträge nicht möglich, denn der Verfasser wird sofort in eine bestimmte (rechte) «Ecke» gestellt. Auch

Deutschland muss aufpassen, dass es sich selber nicht abschafft vor lauter Willkommenskultur. Leider werden Politiker wie Herr Bosbach, den Sie sicherlich kennen, immer weniger.

Georg Kansy, Freiburg im Breisgau

Wiederaufbau im eigenen Land

Nr. 35 – «In Saus und Braus»;
Alex Reichmuth über die Flüchtlingspolitik

Wir betreiben seit einiger Zeit ein kleines Waisenhaus in Juba im Südsudan. Der kürzlich gefeierte Gründungstag der seit fünf Jahren bestehenden unabhängigen Republik löste, nach heftigen Kriegswirren, wiederum eine Flüchtlingswelle aus. Flüchtlinge suchen meist Schutz bei Verwandten oder fliehen in nahegelegene Gebiete. Auch unsere Mitarbeiter in Juba standen vor der Wahl, alles stehen und liegen zu lassen und zu fliehen oder zu bleiben. Sie haben sich zugunsten der Waisenkinder entschieden und sind im Land geblieben. Es ist uns ein Anliegen, dass Betroffene in ihrem Land bleiben können. Dazu betreiben wir eine Grundschule (bis heute fünfzig Kinder) und versorgen die Schulkinder mit einer warmen Mahlzeit pro Tag. Kosten pro Kind und Tag, mit Lehrer: rund Fr. 2.50. Südsudanesen findet man eher selten unter den Flüchtlingen hier in Europa. Ein Grund dafür mag sein, dass die finanziellen Mittel für eine Flucht fehlen. Die Willkommenskultur in Europa und in der Schweiz mag ihren Grund haben. Es steht aber ausser Zweifel, dass die schweizerische Flüchtlingspolitik mit ihrem Engagement auf lange Zeit finanziell aus dem Ruder läuft. Hier wären unsere Behörden gefordert, vermehrt Hilfe vor Ort zu leisten, damit der Wiederaufbau im eigenen Land gelingen kann.

Peter Wettstein, Brütten

Es sind die Standardaussagen von Behörden, wenn missbräuchliche Verwendung von öffentlichen Geldern oder Nutzung von Einrichtungen publik werden: «Es handelt sich um einen Einzelfall.» Wenn die Zahl der «Einzelfälle» zunimmt, wird beschwichtigt, man dürfe nicht alle in denselben Topf werfen. Also betrachten wir jeden dieser Menschen als einen Einzelfall und beurteilen jeden Einzelfall und seinen Aufenthalt bei uns streng nach dem Abkommen über die Rechtsstellung von Flüchtlingen (Genfer Flüchtlingskonvention GFK).

Nach der GFK hätte die grosse Zahl dieser Einzelfälle kein Recht auf den Flüchtlingsstatus in unserem Land. Diese Menschen kommen auf dem Landweg zu uns, also immer und ohne Ausnahme über einen sicheren Drittstaat. Solange das Schengen-Abkommen gilt und solange Europa (EU) keine verbindlichen Quoten für die Länder erlässt, nehmen wir diese Menschen freiwillig und ohne Verpflichtung nach der GFK auf. Somit sollte es auch zu

keinen Problemen führen, jene Einzelfälle, die das freiwillige Gast- und Aufenthaltsrecht missbrauchen, auszuweisen. Das gilt im Besonderen für jene, die zwischendurch in die von ihnen so gefürchtete Heimat zurückkehren, aus der sie geflohen sind.

Ernst Seiler, Muri bei Bern

«Fremder Schmuck»

Nr. 33 – «Kraft, Mut und Technik»;
Kurt Steinmann über die «Odyssee»

In seiner Kritik früherer Übersetzungen der «Odyssee» erwähnt Kurt Steinmann den wegen seiner Klangmalerei berühmten, das Hinunterkollern des von Sisyphus mühsam auf einen Berg geschleppten Steins schildernden Vers 11, 598 «autis epeita pedonde kylindeto laas anaidês». Dabei stellt Steinmann der vosschen Übersetzung: «Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor», seine eigene Fassung dieses Verses: «Und von Neuem rollte dann talwärts der schamlose Felsblock», gegenüber, wobei er fairerweise zugibt, dass sein mit zwei lahmen Spondeen beginnender Vers in klanglicher Hinsicht schwächer sei als der die fünf Daktylen des Originals bewahrende, wenn auch dessen Wortinhalt weniger korrekt wiedergebende Vers von Voss.

Warum hat dann aber Steinmann seinen Vers nicht ebenfalls durchgehend in Daktylen gesetzt? Das wäre doch wahrlich keine Hexerei gewesen (z. B. etwa «Abermals rollte zum Talgrund hinunter der schändliche Felsblock»)? Wie wichtig klangliche Details für den (oder die) Dichter der homerischen Epen waren, geht unter anderem daraus hervor, dass ein jenem Vers deutlich klangverwandter Vers schon in der «Ilias» vorkommt (4, 521 «amphoterô de tenonte kai ostea laas anaidês»). In meiner 2010 erschienenen, ebenfalls hexametrischen Übersetzung der «Odyssee» (Rombach Wissenschaften, Reihe Paradigmata No.10) lautet der Vers «Um in die Tiefe mit Donnergepolter hinunter zu rollen». Dabei habe ich hier ausnahmsweise einen «fremden Schmuck», das Donnergepolter, bewusst von Voss über-

nommen – als Reverenz an diesen höchst verdienstvollen, wenn auch heute kaum mehr lesbaren Übersetzer und Dichter.

Ludwig Bernays, Zürich

Ohne Erfahrung, mit bescheidenem Wissen

Nr. 33 – «Zeiten des Hexenglaubens»;
Alex Reichmuth über Atomkraftwerke

Da war doch der Super-GAU der Schweiz. Viele haben noch nie davon gehört, andere haben das Ereignis vergessen. Der nukleare Versuchsreaktor wurde in einer Kaverne in den Hügeln neben der waadtländischen Gemeinde Lucens betrieben. Im Januar 1969 gab es beim Wiederaufstarten des Reaktors ein grosses Problem mit einem Brennstab, der schmolz und verbrannte. Alle automatischen Sicherheitssysteme funktionierten nach Plan, und niemand kam zu Schaden. Aber die Anlage musste definitiv abgestellt werden. Nach dem Abklingen der Hitze und der Radioaktivität wurde der Rückbau in Angriff genommen.

Die verstrahlten Elemente wurden in Container verpackt und vor Ort eingelagert. Einiges später wurden diese Container nach Würenlingen ins Zwischenlager gefahren und dort deponiert. Gemäss Aussagen in einem Film auf 3sat wurden die Kosten des Rückbaus mit dem Verkauf des schweren Wassers aus dem Reaktor bezahlt. In den frühen neunziger Jahren gehörte ich zur Baumannschaft, welche die Kaverne mit Beton auffüllte. Ohne Schutzanzug und ohne Maske. In der Zwischenzeit sind Aktivisten aufgetaucht, die ohne Erfahrung und mit bescheidenem Wissen die Zustände fordern, welche im Artikel beschrieben werden.

Rudolf Gasser, Ehrendingen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

 **STELLEN-ANZEIGER**
Das Schweizer-Jobportal

«Eine gute Mutter»

Sarah C. floh mit ihrer kleinen Tochter vor der Kesb ins Ausland. Nationalrat Pirmin Schwander unterstützt sie. Jetzt ist er wegen Beihilfe zur Entführung angeklagt. Der Fall offenbart ein menschliches Drama – und wirft die Frage auf, was Eltern können müssen. *Von Philipp Gut und Kerstin Luttenfeldner (Illustration)*

Die Meldung machte Schlagzeilen: Gegen Nationalrat Pirmin Schwander (SVP) ermittelt die Justiz. Die Staatsanwaltschaft des Kantons Bern, Region Berner Jura-Seeland, wirft ihm «Gehilfschaft bei der Entführung Minderjähriger» vor. Die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens verzeichnete dank Schwander, einem vehementen Kritiker der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB), Rekord-einschaltquoten. Das Thema bewegt.

Eignet sich der Fall als Paradebeispiel für die überbordende Macht der Kesb? Oder hat sich SVP-Politiker Schwander möglicherweise veranlagt? Die *Weltwoche* erhielt Einblick in Akten des Falls. Ein Gutachten vom 5. Oktober 2015, das die Kesb beim Leiter des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes Biel-Seeland, Peter Kunz, in Auftrag gab, ermöglicht eine differenzierte Sichtweise auf die berührenden Vorgänge.

Der Krimi-Teil der Geschichte begann am 30. Oktober 2015. Sarah C. floh damals mit ihrer gut 14 Monate alten Tochter Tanysha vor den Behörden ins Ausland. Die Kleine war bereits kurz nach der Geburt fremdplatziert worden und lebte in einem Bieler Kinderhaus. Die Mutter durfte sie mehrmals pro Woche für einige Stunden besuchen, wehrte sich aber grundsätzlich gegen die Fremdplatzierung und verweigerte weitgehend die Kooperation mit den Behörden. Im Juni dieses Jahres wurden Mutter und Kind im französischen Marseille verhaftet. Das Töchterlein habe sich in gutem Zustand befunden, heisst es. Die Lebensumstände der beiden bleiben aber unklar.

«Ein Affront»

Gleichzeitig schlugen die Ermittler auch in der Schweiz zu: Der Anwalt von Sarah C., Tim Walker, wurde verhaftet, ebenso dessen Assistentin. Nationalrat Schwander drohte die fallführende Staatsanwältin Céline Schenk schon bei der ersten Einvernahmeerkennungsdienstliche Massnahmen wie Fingerabdrücke und die Aufnahme eines Verbrecherfotos an. Schwanders Anwalt Valentin Landmann wehrte sich erfolgreich gegen die aus seiner Sicht unverhältnismässige Massnahme («ein Affront»).

Doch der Konflikt zwischen Sarah C. und den Behörden wütete schon viel länger. Ihr erstes Kind Silas, geboren im Juli 2005, erhielt wenige Wochen nach der Geburt einen Beistand. Heute lebt der Junge in einer Grossfamilie bei

professionellen Pflegeeltern. Er entwickle sich ausgezeichnet, heisst es im Gutachten des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes Biel-Seeland im Auftrag der Kesb.

Sarah C., Jahrgang 1980, fiel in ihrer Jugend in eine anhaltende Krise. Sie brach ihre Lehre im Detailhandel ab und verkroch sich zu Hause. Die Eltern schieden sich, die Mutter heiratete erneut. Für Sarah war kein Platz mehr zu Hause, und ihre Mutter hörte erst wieder 2006 etwas von ihr. Damals hatte sie bereits ihren Sohn Silas geboren. Bei ihrer Mutter suchte sie Hilfe, weil Silas in einem Kinderheim platziert werden sollte. Zuvor hatten die beiden in einer betreuten Wohngemeinschaft, einem «Familienzimmer Begleitetes Wohnen» sowie in wechselnden privaten Unterkünften gehaust. Sarah C. wurde die Obhut entzogen, Silas kam in ein Heim. Seither führt die tiefverletzte Mutter einen «Krieg gegen alle», wie die Grossmutter des Jungen zu Protokoll gibt.

Den Kindsvater lernte Sarah C. im September 2004 in Zürich kennen. Rajeev S. stammt aus dem nordindischen Bundesstaat Punjab und kam 2003 über Italien als Asylbewerber in die Schweiz – allerdings mit der Absicht, hier zu arbeiten. Sarah C. fragte, ob sie ein paar Tage bei ihm in Winterthur wohnen dürfe. Sie sei traurig gewesen und habe ihm ihr ganzes Leben erzählt. So seien sie einander nähergekommen. Die Beziehung dauerte bis im Frühjahr 2005. Laut Gutachten habe Rajeev S. bald gemerkt, «dass etwas nicht stimme»: Sie habe unerklärliche «Schwankungen» gehabt. Plötzlich sei Sarah verschwunden, berichtet C.s damaliger Partner. Er habe sie gesucht, weil er wusste, dass sie schwanger war. Trotzdem habe sie – auch nach einem positiven Vater-

Sarah C.s erstes Kind, geboren im Juli 2005, erhielt wenige Wochen nach der Geburt einen Beistand.

schaftstest – verhindert, dass er seinen Sohn sehen könne. Sie habe schlecht über ihn gesprochen und erzählt, er sei gewalttätig.

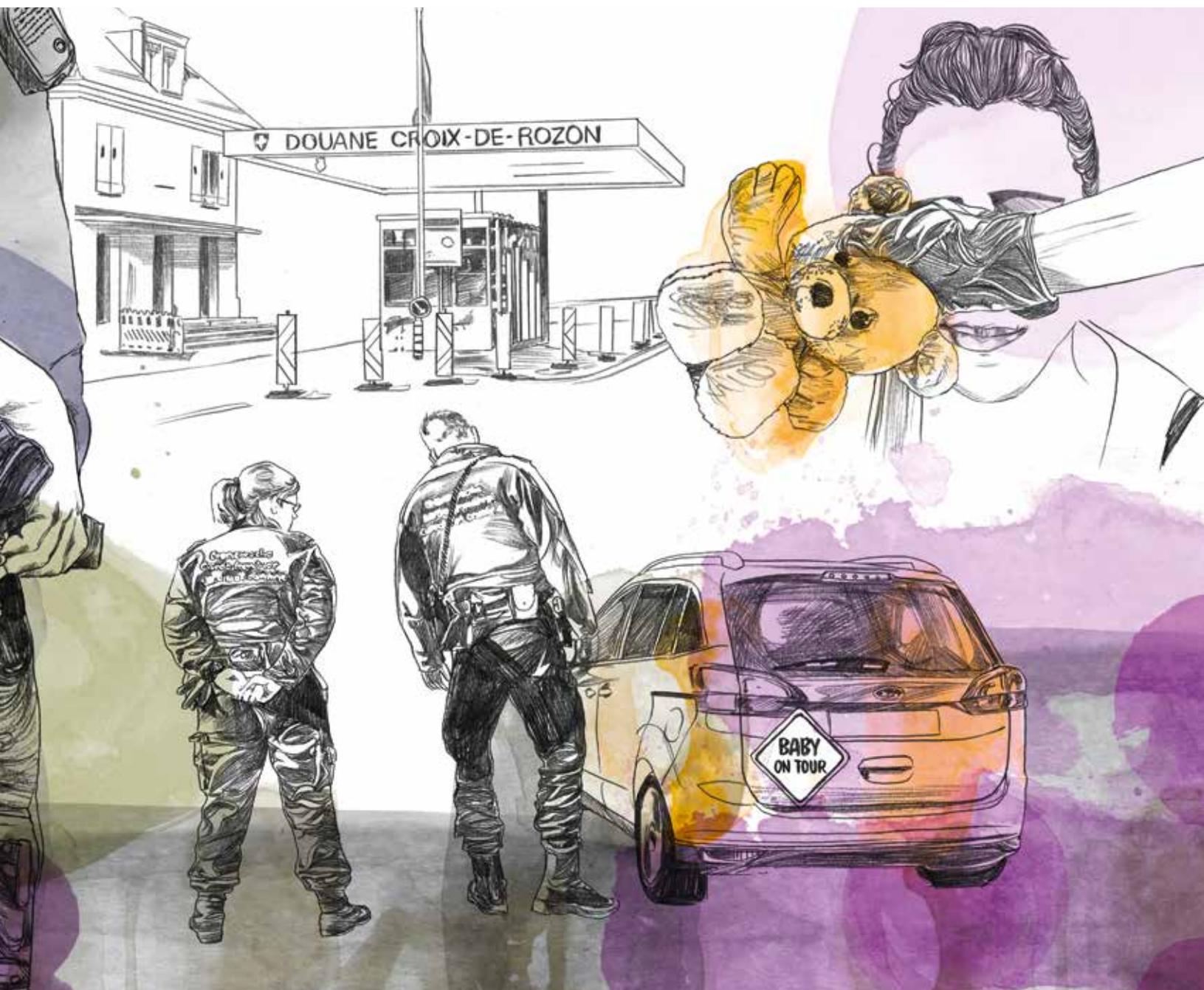
Tatsache ist: 2007 wurde Rajeev S. kriminell. Bei einem Überfall auf das tamilische Take-away, in dem er arbeitete, drückte ihm sein Chef ein asiatisches Hackmesser in die Hand, und damit verletzte er einen der Angreifer am Arm, den dieser schützend vor das Gesicht



Die problematische Macht der Kesb.

hielt. Das Geschworenengericht des Kantons Zürich verurteilte ihn am 30. Oktober 2009 wegen versuchter vorsätzlicher Tötung zu fünfeinhalb Jahren Haft. Seiner Ausschaffung entzog sich S., indem er untertauchte. Seither lebt er als Sans-Papiers und ernährt sich von Einkünften aus Schwarzarbeit. Trotzdem kann er seinen Sohn Silas regelmässig im Kinderhaus besuchen. Das Gutachten des Kinder- und Jugendpsychologischen Dienstes konstatiert «ein gutes Potenzial für eine vertrauensvolle und nähere Beziehung».

Sarah C. sah das anders. Zwar war der Entzug der Obhut über ihren Sohn im April 2010 aufgehoben worden. Doch ihre Schwierigkeiten mit den Behörden verschärften sich bald darauf wieder, weil sie sich weigerte, Silas in den Kindergarten und in die Schule zu schicken – aus Furcht, der Vater könnte den gemeinsamen Sohn entführen, wie sie angab.



Die Schulbehörde focht das nicht an: Sie erstattete Strafanzeige wegen Nichterfüllung der Schulpflicht gegen die Mutter und erliess eine Gefährdungsmeldung. Im Februar 2013 wurde Sarah C. die Obhut über Silas erneut entzogen.

Verschiedene Abklärungen geben gemäss Gutachten Hinweise auf mögliche psychische Störungen bei Sarah C., doch medizinisch belegt ist das bis heute nicht. Sie setzt ihren unstillen Lebenswandel fort, mit wechselnden, teils unbekanntem Aufenthaltsorten und ohne Job. Abmachungen mit Behörden hält sie wiederholt nicht ein. Diese drehen die Daumenschraube weiter zu: Im Januar 2014 sistieren sie auch das Kontaktrecht in Bezug auf Sohn Silas mittels einer superprovisorischen Verfügung. Im Juli verlangt die Kesb von der Kantonspolizei, C. sei «dem psychiatrischen Dienst des Inselspitals vorzuführen zwecks Prüfung einer fürsorglichen Unterbringung».

Dann geht es Schlag auf Schlag: Am 6. August 2014 votieren die Universitären Psychiatrischen Dienste Bern (UPD) für eine solche Zwangsmassnahme, am 8. August verfügt die Kesb per Präsidentialentscheid, Sarah C. sei «vorsorglich» in der Frauenklinik des Inselspitals zu platzieren. Sie ist zu diesem Zeitpunkt hochschwanger. Gleichzeitig folgt der nächste Hammer: Ihr wird, ebenfalls vorsorglich, das «Aufenthaltsbestimmungsrecht betreffend das noch ungeborene Kind» entzogen, wie es im Behördenjargon heisst.

40 000 Franken Schulden

Am 13. August kommt Töchterchen Tanysha zur Welt. Die Mutter darf das Kind nicht behalten, es kommt in das eingangs erwähnte Kinderheim in Biel. Die Beziehung von Sarah C. mit dem Vater ihres zweiten Kindes gestaltet sich ähnlich schwierig und kurzfristig wie

diejenige zu Rajeev S. Thomas R. ist Arbeiter in Thun. Er lernt Sarah C. auf einer Zugfahrt kennen, sie erzählt, der Kindsvater wolle ihren Sohn entführen, und weckt damit seinen Helferinstinkt. Die beiden werden ein Paar, doch bald habe die «schwerste Zeit» in seinem Leben begonnen, berichtet R. Wie bei Rajeev S. war die Beziehung zu Ende, bevor das gemeinsame Kind geboren wurde. Sarah C. sei oft bis drei Uhr nachts wach gewesen, den Vormittag habe sie schlafend verbracht. Er dagegen habe um vier Uhr aufstehen müssen. Gemäss R. überredete ihn C., seine Arbeit aufzugeben, damit er «mit ihr zusammenbleibe und für sie da sei». Er habe dem Druck nachgegeben und sich mit 40 000 Franken verschuldet. Eine Zeitlang lebten sie in einem Hotel in Luzern. Dann habe er, so R. weiter, einen Zusammenbruch erlitten. Er sei am Ende gewesen, ohne Geld, ohne Arbeit. An Weihnachten 2013 kehrte



Eine Art Lebensaufgabe: Nationalrat Schwander.

er ins Haus seiner Eltern zurück. Mit Sarah habe er nichts mehr zu tun haben wollen. Doch mittlerweile sei er Vater geworden.

In ihrem Kampf gegen die Behörden, die aus ihrer Sicht willkürlich und unverhältnismässig handeln, wird C. von verschiedenen Helfern unterstützt. Mit einigen beendet sie die Zusammenarbeit bald wieder. Anders mit Frau Egli, einem Mitglied des Vereins Network of Users and Survivors of Psychiatry, Switzerland (Nusp), dem Netzwerk Schweiz der Benutzer und Überlebenden der Psychiatrie. Ihr scheint sie zu vertrauen. Eines Abends sei die Helferin am Wohnort von R. aufgetaucht und habe Fotos der kleinen Tanysha durch das offene Fenster geworfen. Gegen Mitternacht sei dann auch C. gekommen und habe «vor und in der Wohnung laut geschrien», so R. Sie habe ihn dazu bewegen wollen, die Obhut über Tanysha zu beantragen. So hätte sie eine Chance gehabt, dass ihre Tochter bei ihr sein könne.

Neue Lösungen im Wochentakt

R. sagt gegenüber dem Gutachter, er habe sich lange überlegt, was er tun könnte, um für Tanysha da zu sein. Er wisse, dies sei schwierig in seiner Situation. Gutachter Kunz empfiehlt ein sukzessives Vorgehen: In einem ersten Schritt sei es wichtig, dass er mit der Beiständin Kontakt aufnehme, damit er seiner Tochter, für die er eine «fremde Person» sei, ein erstes Mal begegnen könne. Ein regelmässiger Kontakt sei anzustreben. Längerfristig müsse Tanysha «wohl in einer Pflegefamilie aufwachsen».

Neben der Fremdplatzierung der Tochter steht mehrfach die Variante zur Diskussion, dass sich C. gemeinsam mit der Kleinen in eine sogenannte Mutter-Kind-Institution begeben. Dort könnten sie, betreut und gewissen Re-

geln und Prozeduren unterworfen, zusammen sein. Als Tanysha ein Jahr alt ist, Mitte August 2015, sollte ein Eintrittsgespräch in einem solchen Heim stattfinden. Doch C. habe sich nicht mehr gemeldet und sei nicht mehr erreichbar gewesen, hält das Gutachten fest.

Nach diesem gescheiterten Versuch beantragen ihre Unterstützer, darunter eine Anwältin und mehrere Mitglieder des Vereins Nusp, im Namen von C. erneut, Mutter und Kind seien zusammenzuführen. Die Anwältin verlangt zudem die Aufhebung der Kesb-Beschlüsse (Entzug des Aufenthaltsbestimmungsrechts, Platzierung von Tanysha). Die Kesb entgegnet Ende August, sie befürworte ebenfalls eine Unter-

Gemäss Schwander sind über 100 Personen wegen der Kesb ins Ausland gezogen.

bringung in einer Mutter-Kind-Institution. Man diskutiert die Finanzierung eines solchen Aufenthalts. Die Kosten für das Kind würde die Kesb übernehmen, diejenigen für die Mutter müsse diese selbst oder die Sozialhilfe bezahlen.

Doch das Hin und Her geht weiter. Anfang September entzieht C. ihrer Anwältin das Mandat. Mitte September bestätigt die Kesb, sie unterstütze einen Eintritt in eine Mutter-Kind-Institution. Verschiedene Spitäler, Heime, Stiftungen stehen zur Debatte. Ende Monat finden weitere Gespräche statt. Die Kesb möchte, dass C. eine Woche oder mindestens drei Tage vor Tanysha eintritt. Doch die Mutter lehnt das ab.

Fast im Wochentakt werden jetzt neue Lösungen gesucht, die Lage beruhigt sich aber keineswegs. Am 26. November 2014 tritt C. in

die Lebensgemeinschaft Sonnhalde im bernischen Wynigen ein, einen Tag später soll Tanysha dazustossen. Doch noch bevor diese ankommt, verlässt C. die Institution wieder. Sie begründet dies damit, dass auch die zukünftige Beiständin der Tochter am Aufnahmegespräch anwesend sein soll – was sie ablehnt.

Anfang 2015 wird C. von Gutachter Peter Kunz mehrfach zu Gesprächen aufgeboten, an denen sie jedoch nicht teilnimmt. Im Februar meldet Kunz der Kesb, der Gutachtensauftrag könne «wegen fehlender Kooperationsbereitschaft» von Frau C. nicht durchgeführt werden. Offenbar misstraut sie nach den für sie traumatischen Erfahrungen mit der Wegnahme ihrer beiden Kinder sämtlichen Behörden zutiefst. Die Kesb kennt allerdings keine Gnade: Zum «Erstgespräch im Rahmen der Begutachtung» wird C. mit Polizeigewalt vorgeführt. Zu weiteren Gesprächen mit ihr kommt es nicht mehr. Das Gutachten wird ohne die Mitwirkung der Hauptperson und Mutter erstellt.

Das Fazit ist eindeutig: «Die Situation von Frau C. erfordert eine Fremdplatzierung ihrer Kinder.» Die Lebensumstände und die Befindlichkeit der Mutter liessen es nicht zu, «dass sie die Alltagsverantwortung für ihre beiden Kinder übernimmt». Gutachter Kunz empfiehlt, auch Tanysha – wie ihren Halbbruder Silas – in einer Pflegefamilie unterzubringen, die dem Kind «vielfältige Beziehungen zu einem Elternpaar und andern Kindern ermöglicht». Die leiblichen Eltern sollten ihre Kinder bloss besuchen dürfen. Bei Sarah C. sei dies aber unsicher: «Die Ausgestaltung und der Umfang dieser Kontakte werden in hohem Mass davon abhängig sein, ob es Frau C. gelingen wird, sich in eine auch für sie erträgliche Kooperation einbinden zu lassen.» Falls sie sich der notwendigen Zusammenarbeit verschliesse, könne dies dazu führen, dass ihr «auch das Sorgerecht entzogen werden müsste».

Sarah C. musste dies als ultimativen Tiefschlag empfunden haben. Kurz nachdem Peter Kunz seinen Bericht im Oktober 2015 abgeliefert hat, setzt sie sich mit Tanysha ins Ausland ab. Ihr Anwalt Tim Walker schickt Pirmin Schwander am 18. des Monats eine Kopie des Gutachtens. Dieses, so schreibt der Anwalt im Begleitbrief an Schwander, wolle seine Klientin «möglichst weitgehend von ihren Kindern trennen» und sogar den Entzug der elterlichen Sorge zur Diskussion stellen, obschon sie sich nichts habe zuschulden kommen lassen, «ausser dass sie auf der Flucht vor ihrem ersten gewalttätigen Freund (Vater von Silas) ihren Sohn nicht in die Schule schickte».

Hinter diesem menschlichen Drama verbirgt sich ein grundlegender Konflikt: Sarah C. und die Leute, die sie unterstützen, machen geltend, sie sei «eine gute Mutter, die ihre Kinder liebt». Das möchte sie auch beweisen können, doch das werde ihr durch die Wegnahme der beiden Kinder verunmöglicht. Gutachter und Kesb stellen

sich dagegen auf den Standpunkt, die «instinktiven mütterlichen Kompetenzen» – sprich: die Mutterliebe – seien nicht die einzigen Kriterien, die es zu beachten gelte. Es gehe vielmehr darum, ob C. ihre «elterliche Verantwortung» genügend wahrnehme.

Seltsam anmutende Anklage

Kesb-Kritiker Schwander sagt, nichts mit der «Entführung» zu tun gehabt zu haben. Er habe die Frau aber mit 7000 Franken unterstützt, damit sie ihren Anwalt bezahlen könne. Solche Hilfe ist für ihn zu einer Art Lebensaufgabe geworden. Seit 1981 sei er in rund 1700 Fällen um Rat und Unterstützung angefragt worden. Daraus ist ein politisches Engagement entstanden, mit verschiedenen Initiativen und Vorstössen.

Im Januar und Februar 2016 informiert Schwander Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) über den Fall C. Es handle sich nicht um einen Einzelfall, über hundert Personen seien wegen der Kesb ins Ausland gezogen. Es müssten Lösungen gefunden werden, um sie zurückzuholen. Stichworte: «straffreies Geleit» und «neutrale Zone», um die Rückkehrer vor dem Zugriff der Justiz zu schützen.

Diese nimmt nun auch Schwander selbst ins Visier. Staatsanwältin Schenk teilt ihm am 8. August mit, die parlamentarische Immunität greife nicht, da die ihm vorgeworfenen Straftaten «nicht im Zusammenhang mit seiner amtlichen Tätigkeit und Stellung als Nationalrat stehen». Schwander kontert, sein Engagement stehe durchaus in politischem Zusammenhang, er habe ja auch Justizministerin Sommaruga mit dem Fall C. bekannt gemacht. So oder so obliegt es nicht der Staatsanwältin, über die Aufhebung der Immunität zu entscheiden. Dies ist Sache der zuständigen Kommissionen von National- und Ständerat. Auch materiell mutet die Anklage beim heutigen Wissensstand seltsam an. Es ist nicht kriminell, Menschen zu helfen, die im Clinch mit der Behörde liegen.

Wie es mit Sarah C. und ihren Kindern weitergeht, bleibt offen. Doch auch ihre Helfer und Verbündeten stellen fest, dass sie immer wieder «etwas anderes» wolle. Wenn sie nicht bald einer Lösung zustimme, könne sie auch noch das Sorgerecht verlieren.

Wofür steht dieser Fall nun? Die Kesb sollte nur im Notfall eingreifen. Man kann sich fragen, ob es wirklich nötig war, eine vorsorgliche Fremdplatzierung anzuordnen. Vielleicht hätte man der Mutter trotz aller Unwägbarkeiten und Brüche in ihrer Biografie die Chance geben sollen, ihre Erziehungsverantwortung wahrzunehmen. Möglicherweise wäre sie ja an dieser Aufgabe gewachsen. Doch willkürlicher «Behördenterror» lässt sich nicht ausmachen. Der Fall taugt nur bedingt zur Illustration der tatsächlich problematischen Macht der Kesb. ○

Schweiz – EU: Wie weiter?

Es referieren



Nationalrat
Corrado Pardini, SP



Alt Nationalrat
Christoph Blocher, SVP

Mit anschliessender Diskussion. Moderation: Reto Brennwald

Samstag,
17. September 2016,
10.30 bis 13.00 Uhr

(Türöffnung 9.30 Uhr)

Hotel Zürich Marriott,
Neumühlequai 42 in Zürich

Zu Fuss in 10 Minuten ab Hauptbahnhof Zürich
gut erreichbar; Parkplätze vorhanden

www.unternehmer-vereinigung.ch



Unternehmer-Vereinigung gegen den EU-Beitritt
Association patronale contre l'adhésion à l'UE

Aus dem Tritt

Christoph Brutschin gilt als starker und besonnener Mann in der Stadtbasler Regierung. Nun hat der Sozialdemokrat einen Herausforderer ungewöhnlich scharf attackiert. Grund der Nervosität: Mit Lorenz Nägelin (SVP) haben die Bürgerlichen die Chance, die linke Mehrheit zu knacken. *Von Alex Reichmuth*

In Basel-Stadt Wirtschaftsminister zu sein, ist keine allzu schwierige Aufgabe. Dank den Weltkonzernen Roche und Novartis, die ihren Sitz am Rheinknie haben, fliesst Geld in Mengen in die Kassen des Stadtkantons. Als Wirtschaftsminister muss man im Wesentlichen darauf achten, dass es den beiden Pharmagiganten weiterhin wohl ist. Wie es allen anderen Unternehmen geht, auch den Gewerbetreibenden, spielt dagegen kaum eine Rolle – zumindest aus Sicht des Staates.

Seit 2009 heisst der Wirtschaftsminister in Basel Christoph Brutschin. Er verkörpert auf ideale Art den Politikertyp, den diese Stadt liebt. Sozialdemokrat selbstverständlich, aber kein Rabauke. Mit gefestigtem Weltbild, aber vornehm im Umgang. Einer, der das Schiff auf Kurs hält und dennoch bescheiden auftritt. Im Hintergrund fühle er sich am wohlsten, ist man sich einig.

Das Geld will ausgegeben sein

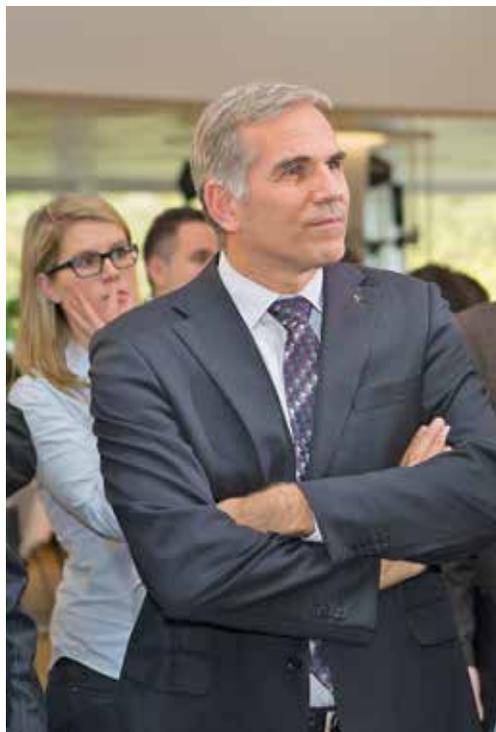
Der studierte Ökonom ist ein guter Chef des Wirtschaftsdepartements. Er gilt als «wirtschaftsnah». In Basel heisst das, dass er Roche und Novartis machen lässt und ihre Turmbauten nicht stört. Brutschin ist zugleich Sozial- und Umweltminister. Das muss so sein, denn das viele Geld, das von «Big Pharma» und vom reichen *Daig* kommt, will auch wieder ausgegeben sein. Der Sozialdemokrat macht auch diesen Job so, wie es sich in Basel gehört. Er sei «der sozialste SPler in der Regierung», lobte die linke *Tageswoche*. Die Sozialausgaben des Kantons steigen darum jährlich. Letztes Jahr kletterten sie auf 636 Millionen Franken und waren damit innert zehn Jahren um ein stattliches Drittel gewachsen. Entsprechend wächst im Departement Brutschin auch alles andere mit, etwa die Stellenzahl. Sein Departement gedeihe «wie ein gut gedüngter Bambus», schrieb die *Basler Zeitung*.

Brutschin ist auch ständig daran, Basels Rolle als Öko-Vorzeigestadt zu festigen. Das geht nun einmal nur über Subventionen. Er ist der Sonnenkönig – nicht wegen etwaigen Dominanzgebarens, sondern weil er Solarstrom fast vergöttert. Der frühere Lehrer lässt überall Panels aufhängen, selbst dort, wo diese wegen suboptimaler Ausrichtung kaum Strom erzeugen. Die Industriellen Werke Basel seines Departement investieren in Sonnenkraftexperimente ferner Länder und setzen bisweilen Millionen in den Sand. Besonders stolz ist der Umweltminister, dass sich Basel angeblich

ganz mit erneuerbarem Strom versorgt. Der Stadtkanton hat früh auf Wasserkraftwerke in den Bergen gesetzt und sich so die ökologischen Perlen unter den Nagel gerissen. Der Atomstrom, den es für eine sichere Stromversorgung in der Schweiz dennoch braucht, wird darum anderen Kantonen zugerechnet. In Basel war man schon immer etwas schlauer als anderswo.

Mietzinsbeiträge verzwölffacht

Mit etwas Distanz zur RheinStadt kratzt man sich hin und wieder am Kopf wegen des Eifers ihrer Bewohner, als bessere Menschen zu gelten. So etwa jüngst, als Brutschin ankündigte, Öl- und Gasheizungen zu verbieten. Er sprach zwar nicht von Verbot. Aber mit den strengen Bedingungen, die für Ausnahmen gelten sollen, handelt es sich de facto doch um ein Verbot. Geheizt werden soll in Zukunft fast ausnahmslos mit Wärmepumpen, Holzpellets oder Fernwärme. Das ist kurios, denn noch vor wenigen Jahren propagierte der Stadtkanton den Einbau von Gasheizungen, weil diese im Unterschied zu Elektroheizungen keinen bösen Atomstrom brauchen. Doch inzwischen gilt in Öko-Kreisen die CO₂-Einsparung als neuer Glaubensgrundsatz, und Gasheizungen stossen halt CO₂ aus. Um die Hauseigentümer wegen ihrer Mehrkosten zu besänftigen, öff-



«Kuckucksei»: SVP-Kandidat Nägelin.

net Brutschin ganz einfach wieder die Subventionsschatulle.

Basel, das ist die Stadt, wo man alles unternimmt, um die Autofahrer zu vergraulen, während es selbst für exotische Kistenvelos fette Förderbeiträge gibt. In Basel zahlen die Stromkunden anstandslos Sonderzuschläge, um all die Öko-Experimente zu bezahlen. Anderswo würde man von Klientelpolitik und Verbotskultur sprechen. In Basel aber gilt ein Politiker umso mehr, je mehr Geld er ausgibt. In den letzten zehn Jahren ist der Aufwand für Prämienverbilligungen um fast zwei Drittel gestiegen. Die Ausgaben für die Tagesbetreuung haben sich fast verdoppelt, und die Mietzinsbeiträge für Familien sind gar auf das Zwölfwache angewachsen. «Wir haben eben die typischen Probleme eines Zentrums», meinte Christoph Brutschin kürzlich achselzuckend. Das Geldverteilen mit angeblichen Zentrumslasten zu entschuldigen, hat in Basel Tradition.

Allgemeines Kopfschütteln

Nach fast acht Jahren ist Brutschin zur bestimmenden Figur in der Regierung geworden. Er zieht die Fäden, zusammen mit seiner Parteigenossin Eva Herzog, der chronisch unterschätzten Finanzministerin – still und bescheiden, wie es sich in Basel gehört. «Der aggressive Ton, den man andernorts in der Politik pflegt, ist hier zum Glück verpönt», schrieb Brutschins Regierungskollege Christoph Eymann in der *Basler Zeitung*. Eymann stellte damit den aus Zürich kommenden Chefredaktor des Blatts in den Senkel, der nicht verstanden habe, dass man in Basel nie auf den Mann spiele.

Doch genau dieser Fauxpas ist Christoph Brutschin nun unterlaufen. Schon im Juni bezeichnete er Lorenz Nägelin, den Regierungsratskandidaten der SVP bei den kommenden Kantonswahlen, öffentlich als «Kuckucksei». Vor einigen Tagen hat Brutschin nachgedoppelt. Nägelin vertrete Positionen, die schlecht seien für den Kanton, sagte er zur *Basler Zeitung*. Denn der SVP-Kandidat habe die Masseneinwanderungsinitiative befürwortet. «In einem Kollegium wie dem Regierungsrat braucht es ein paar wenige Grundsätze, über die sich alle einig sind», dozierte Brutschin. «Wenn dann aber ein Mitglied der Regierung bei derart Grundsätzlichem ausschert, kann es problematisch werden.» Darum gehöre Nägelin nicht in die Regierung.

Nun muss man wissen, dass der SVP-Kandidat nicht etwa ein Haudegen ist. Er ist so nett und adrett wie jeder Politiker, der es in Basel zu etwas bringen will. Ihn zur Unperson zu erklären, weil er neue Positionen in die Regierung einbrächte, führt selbst in dieser Stadt zu Kopfschütteln. Redet man mit Leuten, die Brutschin kennen, zeigen sich diese «erstaunt» und «überrascht» über dessen unbaslerische Attacke. In der Stadt rätselt man, was den Regierungsmann derart aus dem Tritt gebracht hat.

SVP ist «baslerisch» geworden

Die Erklärung für Brutschins Entgleisung dürfte in der Ausgangslage zu den kantonalen Wahlen zu finden sein. Die SVP, die in der Stadt kurz vor der Jahrtausendwende erstmals namhafte Erfolge eingefahren hatte, galt lange als Truppe von Unflätigen. Tatsächlich politisierte die Volkspartei am Anfang sehr ungehobelt. Doch diese Zeiten sind vorbei. Inzwischen ist die Basler SVP geschmeidig, «baslerisch» geworden – weniger in ihren Positionen, aber in ihrem Umgang. Damit hat sie sich für die an-

Der Umweltminister ist stolz, dass sich Basel fast ganz mit erneuerbarem Strom versorgt.

deren bürgerlichen Parteien, die im Stadtkanton von jeher handzahn agieren, zum valablen Partner entwickelt. Dieses Jahr tritt die SVP bei den Regierungswahlen erstmals gemeinsam mit FDP, CVP und den Liberaldemokraten an. Mit ihrem Viererticket haben die Bürgerlichen intakte Chancen, die langjährige linke Mehrheit im Siebnergremium zu knacken.

Die Linken und Grünen sind in Alarmstimmung, vor allem darum, weil sie bei diesen Wahlen eine ungeschützte Flanke haben. Die drei Sozialdemokraten Brutschin, Herzog und Hans-Peter Wessels sitzen zwar fest im Sattel. Doch der grüne Stadtpräsident Guy Morin tritt zurück, eine Art politischer Teddybär, der in der Stadt sehr beliebt war. Als Ersatz steht nur eine Grüne bereit, die kaum jemand kennt, und eine Links-aussen-Frau, die als unwählbar gilt. In dieser Notlage muss Basels Linke alles geben. Selbst ihre Regierungsräte sind angehalten, SVP-Kandidat Nägelin zu attackieren.

«Das ist nicht er»

Christoph Brutschin hat seinen Beitrag nun geleistet. Er hat sich laut und böse gezeigt. Widerwillig, sagen die, die ihn kennen. «Das ist nicht er», hört man. Nun will der eigentlich Sanftmütige wieder seine Ruhe haben und möglichst nicht mehr auf sein Nägelin-Bashing angesprochen werden. Wohl auch deshalb mochte er nicht mit der *Weltwoche* reden. Er stehe erst nach den Wahlen für ein Gespräch bereit, liess er ausrichten. ○



Sonnenkönig: Regierungsrat Brutschin.



«Hut ab vor der Zähigkeit»: Eine Rentnerin lässt sich vom Briefträger die AHV auszahlen, 1955.

Missgeburt oder Sozialheiligum?

Unsere Alters- und Hinterbliebenenversicherung ist seit 1948 das bedeutendste Schweizer Sozialwerk. Die AHV gehört zu den identitätsstiftenden Institutionen. Trotz prekärer Schieflage wagt sich kein Politiker, das Tabu grundsätzlich anzutasten. *Von Christoph Mörgeli*

Am Anfang stand ein Deutscher. Reichskanzler Otto von Bismarck begründete in den 1880er Jahren nacheinander die Kranken-, die Unfall- und die Rentenversicherung. Der Blut- und Eisen-Staatsmann wurde nicht aus Überzeugung zum Sozialpolitiker, sondern aus Kalkül: «Mein Gedanke war, die arbeitenden Klassen zu gewinnen, oder soll ich sagen, zu bestechen, den Staat als soziale Einrichtung anzusehen, die ihretwegen besteht und für ihr Wohl sorgen möchte.»

Da wollte die Schweiz nicht ganz zurückstehen und schuf 1890 die erste Verfassungsgrundlage für eine Unfall- und Krankenversicherung, die Betroffene und Hinterbliebene im Todesfall finanziell unterstützte. Aber erst im Jahr 1912 wurden an der Urne eine teilobligatorische Unfall- und eine freiwillige Krankenversicherung eingeführt; weitergehende Versicherungsmodelle fanden noch

keine Mehrheit. Doch nach dem Generalstreik von 1918 forderten sowohl das sozialistische Oltener Aktionskomitee wie die Jungfreisinnigen lautstark die Einführung einer Alters- und Hinterbliebenenversicherung.

Gescheiterte AHV von 1931

Die erste Vorlage für eine bescheidene Altersvorsorge – nach dem damaligen freisinnigen Volkswirtschaftsminister Edmund Schulthess als «Lex Schulthess» bezeichnet – war im Grundsatz schon 1925 beschlossen worden, scheiterte aber am 6. Dezember 1931 an der Urne. Sechzig Prozent der Schweizer Männer wollten nichts wissen von einer staatlich organisierten Alterswohlfahrt. Vorgesehen waren ein Obligatorium mit einheitlichen Renten ab dem 66. Lebensjahr und weitere Zuschüsse an besonders Bedürftige. Finanzieren wollte man diese erste Alters- und Hinterbliebenen-

versicherung im Wesentlichen gemäss Umlageverfahren: Die eingezahlten Beiträge sollten unmittelbar zur Finanzierung der Leistungsberechtigten herangezogen werden. Hinzu kamen Abgaben auf Alkohol und Tabak; die AHV-Gelder hätten Versicherungskassen föderalistisch auf Kantonsstufe verwaltet.

Gegen Ende des Krieges erhöhte sich der Druck, nicht zuletzt durch die Wahlerfolge der SP.

Die SP befand 1931 die vorgesehenen 200 Franken als zu wenig, die Wirtschaft blieb bezüglich Finanzierung skeptisch, aber die grossen Parteien unterstützten die Vorlage. Sogar die Zürcher Bauernpartei (und heutige SVP) schimpfte nach der Ablehnung der AHV über

das «kleinliche Volk» und den «Bankrott des Solidaritätsgedankens und des eidgenössischen Brudersinns». Angesichts von dunklen Wolken der Wirtschaftskrise obsiegte eine Koalition aus Antizentristen, Westschweizer Föderalisten, Grundsatzliberalen, modernisierungsskeptischen Bauern und Kirchlich-Konservativen mit ihrem zähen Festhalten an der Selbstverantwortung und an der Privatinitiative. Die Altersarmut blieb in der Folge hauptsächlich Aufgabe der Gemeindefürsorge oder allenfalls der Stiftung Pro Senectute, denn kantonale Altersvorsorgen existierten nur in den Kantonen Glarus, Appenzell Ausserrhoden, Basel-Stadt und freiwillig in Neuenburg und Waadt.

«Hut ab vor der Zähigkeit, mit der Bundesrat Schulthess für die gute Sache gekämpft hat», schrieb die NZZ nach dem Scheitern der AHV. Hintertrieben hatte die Vorlage von Schulthess nicht zuletzt dessen Intimfeind, der katholisch-konservative Freiburger Bundesrat Jean-Marie Musy. Kein Wunder, dass Edmund Schulthess einmal einen Besucher, der zuerst den ungeliebten Kollegen im Finanzdepartement aufgesucht hatte, unwirsch mit dem Satz abfertigte: «Musy-Gang ist aller Laster Anfang.»

Ein Freisinniger als «Vater der AHV»

Im gefährlichen Sommer 1940 wurde der Solothurner Nationalrat und Wirtschaftsanwalt Walther Stampfli in den Bundesrat gewählt. Der energische, autoritär auftretende und rhetorisch glänzende Freisinnige übernahm mit der Volkswirtschaft zweifellos das in jenen Weltkriegsjahren wichtigste Departement. Mit dem populären General Henri Guisan verstand sich Stampfli äusserst mässig, da er die eigene Leistung der Volksernährung gegenüber jener der Landesverteidigung als ungenügend gewürdigt befand. Solange der Zweite Weltkrieg tobte, wollte Walther Stampfli die AHV keinesfalls realisieren, doch beurteilte er schon früh die Lohn- und Verdienstauegleichskasse der Soldaten im Aktivdienst als versicherungstechnisches Vorbild. Die pragmatische Devise des Verantwortungsethikers lautete: Zuerst einmal überleben, dann sozialpolitisch philosophieren.

Gegen Ende des Krieges erhöhte sich aber der Druck, nicht zuletzt durch die Wahlerfolge der Sozialdemokraten. Voraussetzung für das Gelingen schien Stampfli als eigentlichem «Vater der AHV» das Obligatorium für alle, die finanziell sichere Abstützung durch eine Mischung von Umlage- und Kapitaldeckungsverfahren, die Übernahme der Lohn- und Verdienstersatzordnung, letztlich die Solidaritätsleistung von Reich an Arm, Stadt an Land, Jung an Alt. Walther Stampflis sozialpolitisches Engagement erklärte sich nicht zuletzt aus dem Schicksal seiner hörbehinderten Tochter. Die nationalrätliche Kommission unter dem Berner

SP-Mann Robert Bratschi erreichte eine überwältigende Zustimmung im Parlament und überzeugte auch frühere Gegner aus dem bürgerlichen Lager. Das Referendum von Rechtsliberalen, Unternehmern und Katholisch-Konservativen scheiterte klar: Am 6. Juli 1947 nahmen Volk und Stände mit vier Fünfteln der Stimmenden die AHV-Vorlage an – einzig Obwalden entzog sich mit 64,4 Prozent Neinstimmen trotz der sozialen Umarmung.

Zehn Revisionen

Die Alters- und Hinterbliebenenversicherung nahm ihre Tätigkeit Anfang 1948 auf. Sie zahlte Männern und Frauen beim Erreichen des 65. Altersjahres vierzig Franken aus; auch Witwen und Waisen konnten fortan mit bescheidenen, vom Gesetz bestimmten Renten rechnen. Veränderungen der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und der Demografie führten in der Folge zu nicht weniger als zehn AHV-Revisionen. Heute ist die Minimalrente teuerungsbereinigt sechsmal höher und die Maximalrente rund viermal höher als 1948. Die Revisionen bedeuteten also einen bemerkenswerten Leistungsausbau. Die ersten vier Revisionen von 1950, 1953, 1955 und 1956 dienten vor allem der Anhebung von ungenügenden Renten; in der vierten Revision wurde das Rentenalter der Frauen auf 63 Jahre gesenkt.

«Was für die Grossen das Sparen, ist für die Kleinen die AHV. Denn die Kleinen haben nichts zu sparen.»

Nicht weniger als acht Volksinitiativen zur AHV führten zwischen 1958 und 1970 zu den vier Revisionen von 1961, 1963, 1968 und 1972 mit wiederum deutlichen – über der Erhöhung der Erwerbseinkommen liegenden – Verbesserungen. 1963 wurde zusätzlich das Rentenalter der Frauen von 63 auf 62 Jahre reduziert. 1972 verankerte man in der 8. Revision das Drei-Säulen-Prinzip mit AHV, Pensionskasse und Selbstvorsorge in der Bundesverfassung; parallel dazu erlaubte das Wirtschaftswachstum wiederum fast eine Verdoppelung der Renten. Nunmehr galt der Basler Jurist Hans-Peter Tschudi, SP-Bundesrat und Innenminister von 1960 bis 1973, fälschlicherweise als «Vater der AHV».

Die 9. Revision fand 1977 erstmals in einem wirtschaftlich ungünstigen Umfeld statt. Nach Jahrzehnten des Ausbaus ging es jetzt darum, das Sozialwerk zu konsolidieren. Die NZZ fand es an der Zeit, das «Pathos des Forderns» zu beenden. Demgegenüber hielt die SP fest: «Was für die Grossen das Sparen, ist für die Kleinen die AHV. Denn die Kleinen haben nichts zu sparen.» Als wichtigste Massnahme erfolgte die Indexierung der Renten, womit die Entwicklung des aktuellen Rentenmarktes gemessen werden konnte. Wegen der

vorgesehenen sukzessiven Erhöhung der Bundesbeiträge und der Beitragspflicht für erwerbstätige Rentner sahen sich die Selbständigerwerbenden im Nachteil. Doch ein gewerbenahes Komitee ergriff vergeblich das Referendum.

Die 10. Revision brachte 1994 einen vom Zivilstand unabhängigen Rentenanspruch und verbesserte die Stellung der Frauen durch Erziehungs- und Betreuungsgutschriften, musste aber im Gegenzug deren Rentenalter schrittweise auf 64 Jahre anheben. Die Frauen stellten aufgrund des tieferen AHV-Alters und der längeren Lebenserwartung mittlerweile mehr als zwei Drittel der Altersrentner. In den neunziger Jahren drehte sich in der AHV-Debatte fast alles um die Frage, ob und in welchem Umfang das Wirtschaftswachstum den wachsenden Anteil der Rentner finanziell auffangen könne.

Ungelöste Strukturdefizite

Im Jahre 1999 wurde die Mehrwertsteuer um ein Prozent zugunsten der AHV erhöht. Doch die Versicherung stand demografisch weiter unter Druck. Die 11. AHV-Revision sah Einsparungen von jährlich einer Milliarde Franken vor, wozu die Anhebung des Rentenalters von Frauen auf 65 Jahre am meisten beitragen sollte. Die Linke konnte sich damit nicht anfreunden und gewann das Referendum 2004 mit 68 Prozent der Stimmen – es handelte sich um das grösste aller Debakel der Ära von Pascal Couchepin. Um der Linken entgegenzukommen, sollte in der Folge Geld für eine Vorruhestandsregelung bereitgestellt werden. SP und Grüne waren ebenso unzufrieden wie die SVP, die statt auf Ausbau auf Konsolidierung setzte. Eine «unheilige Allianz» versenkte den zweiten Versuch einer 11. Revision 2010 im Parlament.

Doch die strukturelle Unterfinanzierung der AHV bleibt ein riesiges Problem. 1970 haben noch fünf Arbeitstätige für einen Rentner einbezahlt, heute sind es noch drei; bereits 2040 werden es nur noch zwei sein. Die AHV schreibt tiefrote Zahlen, welche schmerzhaft Reformen nötig machen. Die Wirtschaft fordert einen Interventionsmechanismus: Sinkt der AHV-Ausgleichsfonds unter ein gesetzlich festgelegtes Niveau, muss der Bundesrat sofort Schritte zur Sanierung einleiten – allenfalls eine Kombination von Sparen, Mehreinnahmen und Erhöhung des Rentenalters. Alain Bersets teure Altersreform 2020 setzt vor allem auf Mehrwertsteuererhöhungen. Die bevorstehende Volksinitiative «AHV plus» führt beschleunigt ins finanzielle Verderben. Müsste man angesichts der desolaten AHV-Kasse und der düsteren demografischen Zukunft dieses Sozialwerk ganz abschaffen? Eine solche Frage könnte nur ein schlechter Politiker stellen. Denn ein guter Politiker will wiedergewählt werden. ○

«Überzogene Anforderungen»

Patrick Frost, Konzernchef der Swiss Life, kritisiert die Finanzmarktaufsicht für ihre Eingriffe. Zudem äussert er sich im Interview zur Zukunft der Altersvorsorge und erklärt die erstaunliche Zufriedenheit der Jungen. *Von Beat Gygi und Hervé Le Cunff (Bild)*

Jung und Alt in Eintracht – Patrick Frost steht seit Mitte 2014 als Konzernchef an der Spitze des fast 160-jährigen Versicherungs- und Vorsorgeunternehmens Swiss Life, das früher Rentenanstalt hiess. Mit Jahrgang 1968 und drei Töchtern im Kleinkindalter zählt Frost zu den Jungen in der Branche. Ins Versicherungsgeschäft kam Frost, der drei Studien abgeschlossen hat, über seine Diplomarbeit, als er das Naturwissenschaftliche mit dem Wirtschaftswissenschaftlichen zu verbinden suchte. Als Thema hatte er sich Katastrophen-Bonds vorgenommen, und sein Doktorvater war Erwin Heri, der damals gerade von der Universität Basel zu den Winterthur-Versicherungen wechselte. Frost zog mit, und kurz darauf brachten sie den ersten Katastrophen-Bond der Welt an den Markt.

Herr Frost, die Swiss Life ist in der Altersvorsorge der zweiten Säule einer der grössten Versicherer der Schweiz, eine Art Riesenpensionskasse mit über 400 000 Versicherten. Ist die zweite Säule überhaupt noch überlebensfähig, wenn die Rentenbezüger wegen steigender Lebenserwartung immer mehr erhalten?

Ich bin zuversichtlich, dass die Reform der Altersvorsorge gelingen wird. Im Nationalrat wird in der Herbstsession sicher kontrovers über die Ausgestaltung diskutiert, bevor dann in der Wintersession die Differenzen zum Ständerat bereinigt werden. Letztlich wollen alle, dass die Reform gelingt.

Reichen diese Vorschläge? Der Generationenvertrag zwischen Jung und Alt ist doch bedroht, wenn ein Teil der Pensionszahlungen aus Geldern bestritten wird, die eigentlich den Jungen gehören.

Ich glaube, die Änderungsvorschläge in der zweiten Säule sind politisch zumutbar. Die Herausforderungen aufgrund der Tatsache, dass wir immer länger leben, werden aber in vielen Lebensbereichen massiv unterschätzt. Die Solidarität unter den Generationen, der Generationenvertrag, spielt dabei eine zentrale Rolle. Bisher muss man erstaunt zur Kenntnis nehmen, dass sich die Jungen kaum dagegen wehren, dass ihnen etwas weggenommen wird.

Warum ist die Gegenwehr der Jungen nicht stärker?

Ich glaube, unter den Jüngeren gibt es immer noch sehr viel Dankbarkeit dafür, dass



«Ein starres Rentenalter wird immer weniger Bedeutung haben»: Swiss-Life-CEO Frost, 48.

es den beiden Vorgängergenerationen gelungen ist, erstens die Periode der Kriege auf diesem Kontinent zu beenden und zweitens einen ganz erstaunlichen Reichtum zu erarbeiten. Hinzu kommt, dass jede Generation viel mehr Möglichkeiten hat als die Generationen zuvor. Ich glaube, die Jungen sehen das so und sind mit der Situation derart zufrieden, dass sie bereit sind, die bittere Pille der Umverteilung in der Altersvorsorge zu schlucken.

Also nach dem Motto: «Die Älteren haben die Welt besser gemacht, und den Jungen ist das so viel wert, dass sie die Umverteilung akzeptieren»?

So scheinen es die Jungen derzeit wahrzunehmen, ja.

Oder sind den Jüngeren die Zusammenhänge nicht wirklich bewusst?

Die Tatsache, dass sie sich nicht wehren, zeigt auf jeden Fall, dass es nicht als Problem wahrgenommen wird. Selbst wenn sie die Umverteilung zu wenig klar erkennen sollten, würde dies nichts daran ändern, dass sie glücklich sind mit den herrschenden Verhältnissen. Ich glaube allerdings, dass die Jungen in Zukunft, wenn das Thema noch breiter öffentlich diskutiert werden wird, sich auch vermehrt einbringen werden. Denn wir haben ein Umverteilungsproblem, man darf es nicht übertreiben mit der Quersubventionierung in der zweiten Säule. Die Politik nimmt aber Korrekturen vor, und ich bin zuversichtlich, dass wir eine Lösung finden, zu der das Volk ja sagen kann.

Also ja zu längeren Lebensarbeitszeiten?

Die Leute erkennen immer mehr den Reformbedarf, sicherlich nicht alle gern. Aber die Beteiligung der Älteren, der 55- bis 65-Jährigen, am Arbeitsmarkt ist in den vergangenen zwanzig Jahren ja geradezu explodiert, auch jene der über 65-Jährigen. Für einen immer grösseren Teil der Menschen ist das möglich, weil in vielen Berufen nicht mehr die körperliche Arbeit dominiert. Die Leute wollen arbeiten, weil in unserer Gesellschaft der Selbstwert oft über die Arbeit definiert wird. Ein starres Rentenalter wird immer weniger Bedeutung haben. Die Erhöhung der Lebenserwartung bedeutet überwiegend eine Zunahme an gesunden Lebensjahren.

Und wenn es nicht genug Arbeitsplätze gibt?

Die Statistiken zeigen es klar: Die Leute bleiben immer länger im Arbeitsleben. Die Arbeitslosenquote im Alter ist tief.

Vor allem die Selbständigen?

Diese gehen voran, die Bauern, Inbegriff der Selbständigen, sind am allerlängsten im Arbeitsprozess, aber auch sonst wird immer länger gearbeitet. Natürlich sind wir in der Pflicht, als Arbeitgeber Arbeitsmodelle bereitzustellen. Wir arbeiten bei

der Swiss Life auch daran, die Menschen länger im Arbeitsprozess zu behalten. Bei uns arbeiten beispielsweise bereits viele Vorsorgeberater über das ordentliche Pensionsalter hinaus und betreuen weiter ihre Kunden.

Wie ist es bei Ihnen? Bleiben Sie bis siebzig CEO?

Wohl kaum in der Rolle des CEO, wenn man da die Statistiken anschaut. Aber ich werde sicherlich über das heutige Pensionsalter hinaus arbeiten, wenn mir dies die Gesundheit erlaubt.

Sie haben drei Studienabschlüsse, in Naturwissenschaften, in Ökonomie und in Recht. Welche Richtung ist für Sie am spannendsten?

Da ist meine Familiengeschichte wichtig. Mein Vater war Arzt und in der Pharmaforschung tätig, beide Grossväter waren Chemiker. Das hat mich geprägt, lange Zeit fand ich die Naturwissenschaften am spannendsten, aber irgendwann merkte ich, dass das Arbeiten im Labor nicht meine Leidenschaft war. Dann kam die Wirtschaft als Disziplin dazu, die auch politische Themen ins Blickfeld rückte, und anschliessend das Rechtsstudium. Heute kann ich nicht sagen, das eine sei spannender als das andere, aber ich kann die Welt aus verschiedenen Perspektiven betrachten.

Die Swiss Life ist Schweizer Marktführerin im Geschäft der Vorsorge der zweiten Säule. Dieses steckt in einem relativ engen Korsett, weil das Geschäft stark reglementiert ist. Wo müssen Sie am meisten um Freiraum kämpfen?

Da ist zunächst einmal die wirtschaftliche Grosswetterlage. Die Negativzinsen sind eine riesige Herausforderung, vor allem fürs Neugeschäft. Klar, die bestehenden Versicherungsverträge sind alle ausfinanziert, diese Mittel sind reserviert. Aber neue Geschäfte zeichnen wir selektiver. Fast alle von linker Seite so hochgelobten Genossenschaften haben sich aus dem Vollversicherungsmodell zurückgezogen, es sind nur noch in- und ausländische Aktiengesellschaften aktiv, weil nur diese es schaffen, genug Kapital zusammenzubringen.

Ist die Vollversicherung gegen alle möglichen Risiken in der Vorsorge immer noch begehrt?

Es gibt immer noch eine grosse Nachfrage nach Vollversicherungen. Und das ist sehr verständlich: Warum soll sich ein Schreinermeister mit seinen Angestellten zu vielen Risiken aussetzen? Gerade in der zweiten Säule. Mit uns kann er sich auf das konzentrieren, was er am besten kann. Eine Vollversicherung ist für derlei KMU absolut das Sinnvollste. In der dritten Säule glauben wir hingegen, dass es für immer mehr Leute sinnvoll ist, bei ihrer eigenen Vorsorge selber mehr Risiken zu übernehmen, und wir

können das immer besser verständlich machen. Private Vorsorge mit reduzierter Garantie, dafür mit mehr Renditechancen wird immer wichtiger.

Machen genug Kunden mit?

Es gibt bei vielen Anzeichen dafür, aber das Kundenverhalten wird sich in mancher Hinsicht ändern, das ist die zweite grosse Herausforderung für uns. Als Lebensversicherer waren wir bisher noch nicht enorm unter Druck durch die Digitalisierung, aber dieser Druck wird sich verstärken. Und die dritte gewaltige Herausforderung ist unsere Aufsicht.

Die eidgenössische Finanzmarktaufsichtsbehörde Finma?

Ja, meines Erachtens stellt sie völlig überzogene Kapitalanforderungen an uns. Wir müssen für das gleiche Geschäft fast doppelt so viel Kapital bereitstellen wie unsere EU-Konkurrenten. Das belastet vor allem auch unsere Kunden. Wir haben es ausgerechnet: Wenn die Finma uns gleich behandeln würde wie die EU-Aufsicht ihre Firmen, dann könnten wir pro Jahr 500 bis 1000 Franken zusätzliche Anlageerträge für unsere Versicherten erwirtschaften.

Wie kommt die Finma zu solchen Forderungen? Spielt da der Konstruktionsfehler hinein, dass Versicherungs- und Bankenaufsicht unter dem gleichen Dach sind?

Das spielt vielleicht eine gewisse Rolle, aber es sind vor allem die Erfahrungen der Finanzkrise, die heute noch die Aufsichtsarbeit prägt. Man möchte es nicht noch einmal so weit kommen lassen, dass ein Unternehmen durch den Staat gerettet werden muss. Dabei haben die Versicherer die Krise sehr gut bewältigt. Der Staat musste nicht helfen.

Versicherer sind ja etwas anderes als Banken.

Ja, die Banken haben kurzfristige Verpflichtungen, die jederzeit zurückgefordert werden können. Und sie haben illiquide Anlagen. Bei uns Versicherern ist es genau umgekehrt. Wir haben illiquide Verpflichtungen, bei uns kann niemand rasch etwas zurückfordern. Und wir haben liquide Anlagen. Wir arbeiten also völlig unterschiedlich. Entsprechend unterscheiden sich unsere Risiken.

Berücksichtigt das die Aufsicht nicht?

Die Finma hat gute Leute, diese verstehen das Geschäft, aber sie haben extrem hohe Anreize, jegliche Fehler zu vermeiden. Sie sind eben nicht verantwortlich für die Kapitalvorsorge oder für die Wettbewerbsfähigkeit einer Branche, obwohl im Finma-Gesetz die Wettbewerbsfähigkeit als Ziel formuliert wird. Die Aufseher drehen das Risiko, dass ein Kunde zu Schaden kommt, praktisch auf null, und die Chancen, die dadurch vergeben werden, spielen für sie fast keine Rolle. ○

Weltmeister der Nächstenliebe

Aus dem einstigen Tätervolk soll eine Nation der Samariter werden: Angela Merkel scheint den Deutschen eine neue Identität verpassen zu wollen. Beunruhigend an der obrigkeitlichen «Willkommenskultur» ist das Ende der Meinungsvielfalt. Tugendwächter machen sich breit. Zum Glück regt sich Widerstand. Von Matthias Matussek

Es ist schon ein Spektakel der besonderen Art, nach dem Scheitern der «Flüchtlingspolitik» die Absetzbewegungen der politischen Klasse von ihr zu beobachten. Da ist unser Dickerchen von der SPD, Sigmar Gabriel, der nach den Terraingewinnen der Alternative für Deutschland (AfD) plötzlich den kleinen Mann entdeckt und schon immer für Obergrenzen der Flüchtlingsströme gewesen sein will, ein knappes Jahr nachdem er mit «Refugees Welcome»-Button der *Bild*-Zeitung auf der Regierungsbank Platz genommen hat.

Imponierend auch die Kälte der Kanzlerin, wie sie zwar «Wir schaffen das», diese Formel einer resoluten Nachtschwester («Wir nehmen jetzt diesen Sirup, dann geht's uns schon viel besser»), wie sie also diese Formel nach wie vor für richtig hält, aber durchaus kein sehr freundliches Gesicht mehr macht und schon als die Flüchtlinge vor den Zäunen in Idomeni im Schlamm sassen, nur meinte: «Die können doch in Pensionen gehen, da gibt's doch genug» – auch sie spricht mittlerweile von Obergrenzen und vom Fassungsvermögen unseres Landes, und auch sie nimmt die Schliessung der Balkanroute durch Mazedonien gern in Kauf und bringt den Schutz der Grenzen wieder ins Spiel, vor allem der Aussengrenzen der EU.

Es ist das Spektakel des politischen Opportunismus, das sich da entfaltet, denn die CDU hat einen Viertel ihrer Wähler eingebüsst, und die Sympathiewerte der Kanzlerin sind im Keller. Weitgehend schamfrei wird dieser Kurswechsel vorgenommen, darauf bauend, dass die Leute bald vergessen, wer ihnen den Schlamassel eingebrockt hat, nämlich mehrere hunderttausend unregistrierte muslimische junge Männer im Lande, von denen rund achtzig Prozent Analphabeten sind, die als Antisemiten aufwuchsen und von Frauen eher in Form von Freiwild Kenntnis nehmen.

Im Juli 2014 schrieb ich in der *Welt* unserer Kanzlerin zum 60. Geburtstag eine Art Liebeserklärung. Ich schrieb, dass ich unter ihrer Kanzlerschaft beruhigt schlafe, da sie nicht zu Visionen neige und zu Gewaltakten, um ebendiese zu verwirklichen. Ich schrieb, dass ich

einschlafe, wenn sie zu reden beginnt, aber das sei okay so.

«Sie praktizieren eine Politik der Feinjustierung, sie vermeiden (die Kernkraftfrage jetzt mal ausgenommen) hektische Kurswechsel. So viel Rationalität war selten bei uns. Sie sind kein impulsiver Lebemann und Kampfbulle



Spektakel des politischen Opportunismus: Kanzlerin Merkel.

wie Gerhard Schröder, kein unberechenbarer Kavallerist wie Peer Steinbrück, Sie sind viel weniger präsent, dafür ständig oben.»

Gut ein Jahr später widerlegte sie mich. Mit Visionen und Gewaltakten, mit der Öffnung der Grenzen und der Schaffung eines anderen Deutschland. «Unser Land wird sich verändern.» Und das alles nur, um mich zu widerlegen. Ich finde das sehr übertrieben.

Seitdem rätsle ich darüber, was in die Dame gefahren ist, aus Deutschland einen grenzenlosen «Hippiestaat» (*Economist*) zu machen. Waren es die Tränen des Palästinensermädchens in jener TV-Sendung, dem sie unter Verweis auf unsere Rechtslage kein dauerhaftes Bleiberecht einräumen mochte? Waren es die «Bilder von der ungarischen Grenze», die sie nicht ertragen mochte und weshalb sie einfach mal das Dublin-Abkommen und andere EU-Gesetze brach?

Und dann, als der Proteststurm answoll, der verhängnisvolle Satz: «Wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen, dass wir in

Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.» Offenbar ist ihr bei diesem Satz entgangen, dass es einen ganz fürchterlichen düsteren Vorläufer gab, nämlich den des «Führers», der im nahen Untergang sagte, das Volk, sein Volk, habe «nichts Besseres verdient», denn es habe sich «als schwächer erwiesen als die Ostvölker». Am Ende war für ihn Deutschland nicht mehr «sein Land».

Ein Jahr nach Merksels Einladung an die Mühseligen und Beladenen dieser Welt und ziemlich genau ein Vierteljahrhundert nach der historischen deutschen Revolution, die zur Einheit führte, liegen die Ergebnisse ihrer Flüchtlingspolitik wie der riesige Scherbenhaufen eines missglückten Grossversuchs über den politischen, einstmals «blühenden Landschaften» (Helmut Kohl).

Tugendterroristen

Doch die umständlichen bürokratischen Überforderungen sind nicht das Schlimmste. Das Schlimmste sind die Verluste an Meinungsfreiheit und Diskurs-offenheit. Die Kanzlerin des vorsichtigen Justierens hatte versucht, ihre Politik an der Spitze einer Tugendrevolution durch-

zusetzen, eben der «Willkommenskultur», mit allen Verheerungen, die seit der Französischen Revolution mit ihren Tugendrasereien sattem bekannt sind. Die Tugend wird zum Terror, der die Andersdenkenden unter gewaltigen öffentlichen Propaganda-Druck setzt und sie mit öffentlichen Demütigungen und rechtlichen Schritten bedroht.

Nicht nur Europa ist zerstritten und wendet sich gegen die deutschen Mustermänner und Musterfrauen und ihren moralischen Imperativ, diesen ganz besonderen deutschen Sonderweg. Der Brexit, das hat sich rumgesprochen, ist unschwer als Folge der ungebremsten Einwanderung zu verstehen – Deutschland ist isoliert und hat sich abhängig gemacht von einem unberechenbaren Sultan in der Türkei, dem die Menschenrechte aber so was von egal sind.

Nein, das Land ist zerfallen in geistige Bürgerkriegsparteien. Die Tugendterroristen um Justizminister Heiko Maas also haben zwie-

lichtige Organisationen wie die Amadeu-Stiftung unter der einstigen Stasi-Mitarbeiterin Anetta Kahane von der Leine gelassen und gefördert, um missliebige Kommentare aus dem Netz zu fischen, solche, die sie «hate speech» nennen, und vorwiegend solche, die Kritik an der Regierungslinie üben. Antisemitische Hasstiraden und solche der links-extremen Antifa bleiben unbeanstandet.

Ich selber bin in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* als «militanter Christ» verunglimpft worden. Mein Vergehen, so die Autorin voller Unschuld: Ich hätte «Merkel kritisiert». Darüber hinaus kritisierte ich eine Politikerin der Grünen für ein Zitat, das zwar stimmte, das aber auf einer Website stand, auf der von irgendwelchen Irren auch schon mal der Holocaust relativiert worden war. Kurz, ich kenne Leute, die Leute kennen, die rechts-radikal sind.

So funktioniert das Denunziantentum auf breiter Front, jeder darf da mitmachen und mitreden und kann mit Zuspruch rechnen. Knapp hundert Jahre nach Hitlers Aufstieg wird derselbe auf allen Kanälen bekämpft. Mit einem verführerischen Rollenwechsel für die Deutschen, denn diesmal sind wir siegreiche Widerständler! Dass dabei genau jener demokratische Anstand in die Brüche geht, der schon damals in die Brüche ging, fällt offenbar niemandem auf.

Die Regression des politischen Arguments durch die einstige Pastorentochter aus der DDR, diese Infantilisierung der Deutschen, die sich diesmal zu den guten Deutschen rechnen dürfen und sich gleichzeitig das Recht zum Hass nicht nehmen lassen wollen, diesmal den auf die «rechten Populisten», unter die alle subsumiert werden, die nicht mitspielen wollen, hat spätestens seit der Rede des Kanzlerin-Unterstützers Bundespräsident Gauck, eines ehemaligen Pastors aus der DDR, einen geradezu altarhaften Rahmen bekommen.

Der predigte von einem «hellen und einem dunklen Deutschland». Er machte aus dem

Ein neues nationales Narrativ wurde geboren, mit dem das alte überschrieben werden sollte.

politischen ein moralisches Argument. Und überführte die ehemalige «Antifa-Ideologie», eine Art verlogener und staatlich reglementierter Gründungsreligion der DDR, in die neue Zeit.

Ich glaube, hier liegt der Kern der Euphorie über die Willkommenskultur. Ein neues nationales Narrativ wurde geboren, mit dem das alte überschrieben werden sollte. Aus dem deutschen Tätervolk wurde der Weltmeister der Nächstenliebe, in einer «moralischen Selbstgefälligkeit» (Historiker Heinrich Winkler), die alle anderen Nachbarländer abstösst.

Wie Taumelnde griffen die Leitartikler in den Leitmedien nach diesem neuen Narrativ. Nun gab es offiziell kein Problem mit diesem islamischen oder islamistischen, zu grossen Teilen integrationsunwilligen Völkeransturm in unser Sozialsystem, sondern nur noch mit denen, die darin Probleme sahen.

Seither gab es keinen islamistischen Terroranschlag, ohne dass erstens die Mahnung ausgesprochen wurde, es handle sich dabei nicht um den Islam, und zweitens die Angst laut wurde, er könne «Wasser auf die Mühlen der Populisten» sein. Was von den Leitmedien geradezu süchtig aufgenommen wurde.

Das Volk ist schwererziehbar

Einige Besonnene sind zurückgerudert. Die *Zeit*, die vor einem Jahr mit der Schlagzeile «Willkommen» titelte, hat nun resümiert: «Deutschland ausser Kontrolle». Chefredaktor di Lorenzo gesteht selbstkritisch im letzten *Cicero*, dass man sich zu lange, zu unkritisch, in zu grosser Nähe zur Regierung aufgehalten habe, was den Journalisten den Vorwurf eintrug, sie betrieben das Geschäft einer «Lügenpresse», die eher eine «Lückenpresse» genannt werden dürfte, da sie in der Auswahl sehr selektiv vorging und kaum über schlechte Nachrichten von der Flüchtlingsfront berichtete – die Jagdszenen von der Domplatte in der Silvesternacht schafften es erst mit erheblicher Verzögerung in die Zeitungen.

Apropos Domplatte: Dort steht jetzt nur noch, als unbeugsamer Oberhirte, Kardinal Woelki und spricht sich in feurigen Videobotschaften in seiner eigenen Version von Opportunismus gegen die rechten Populisten aus, schliesslich ist es das Gebiet, auf dem auch ein salbadernder Kirchenfürst keine Fehler machen kann – ob es kirchenfüllend ist, kann im Moment und von hier aus nicht mit Sicherheit gesagt werden.

Wieder mal ist ein Grossversuch gescheitert. Ein weiteres Projekt der Volkserzieher, die in der Antifa-Liturgie der DDR gross wurden. Erinnert an die Marx-Karikatur, die kurz nach dem Mauerfall auftauchte: der Revolutionär im Bratenrock, die Hand lässig in der Hosentasche, und darunter der Spruch «Tut mir leid Jung! War halt nur so 'ne Idee von mir».

Das Fazit: Das Volk, der grosse Lämmel, ist schwererziehbar. Es hält nichts davon, dass ihm plötzlich «Menschen geschenkt werden», die es durchfüttern muss, es hält auch nichts von der Selbstaufgabe des Schutzraums «Nation», und am allerwenigsten hält es von einer politischen Klasse, die beim Versuch, sich durch panische Richtungswechsel zu retten, so schnell gegenrudert, dass sich die Paddel schwer in die Quere kommen.

Geschrieben an dem Abend, an dem die CDU von der AfD in die Ränge verwiesen wurde und die SPD einen Verlust von fünf Prozentpunkten als glänzenden Sieg feiert.

Na bitte, geht doch.

Europa

Was ihr wollt

Schlecht für die EU: Angela Merkel ist geschwächt, aber sie wird Kanzlerin bleiben.

Wladimir Putin konnte es nicht lassen. «Geht's dir noch gut?», fragte er die Kanzlerin spöttisch bei ihrem Treffen am G-20-Gipfel. Gerade waren die Wahlergebnisse aus Mecklenburg-Vorpommern bekanntgeworden, und der Kremlchef sprach aus, was andere Teilnehmer der Veranstaltung nur dachten: Angela Merkel, die mächtigste Frau der Welt, ist verwundbar. Die allwissende und alles könnende Mutti entpuppt sich auch nur als Mensch.

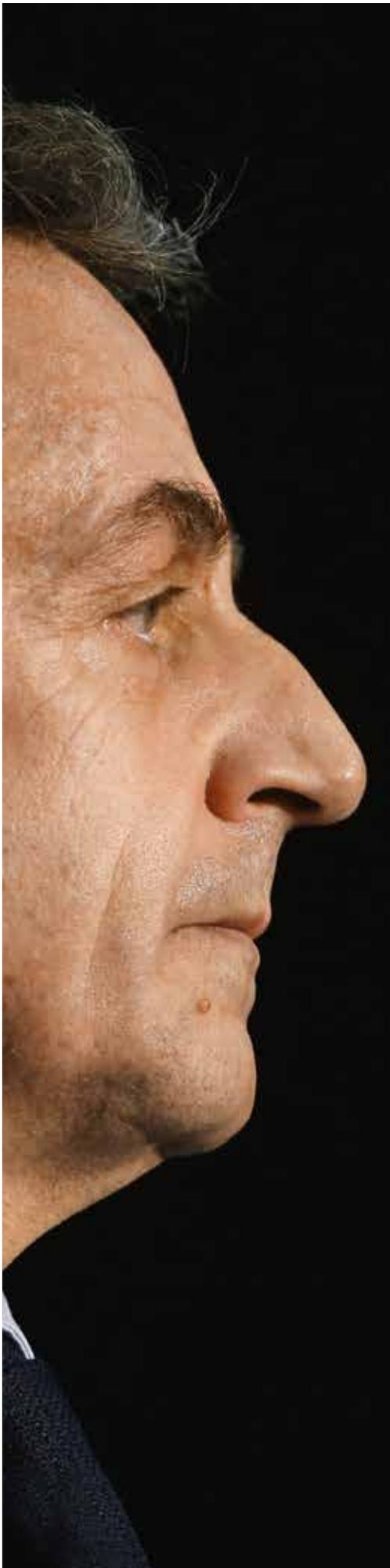
Die Botschaft wird vor allem in Europa ankommen. Letztthin war die EU zu einer deutschen Veranstaltung verkommen. Merkel befahl, und alle parierten: die Griechen, der Juncker, die Franzosen. Huldvoll erhob sie nach dem Brexit den Italiener Matteo Renzi neben François Hollande zum neuen Intimus. Von Gleichberechtigung kann freilich keine Rede sein. Die Auftritte der drei erinnern eher an einen Pierrot, der mit zwei Clowns in die Manege stolziert.

Merkel war Vormund, weil sie Europas reichstes und grösstes Land anführte und weil keiner länger regierte als sie. An beidem wird sich nichts ändern: Deutschland bleibt stark und sie vermutlich Kanzlerin – allen Unkenrufen zum Trotz. Ihre Partei hat ein Jahr vor der Bundestagswahl keine Alternative zu ihr. Und sie selbst hat keine Alternative, als ihre Politik weiter durchzuziehen. Nach dem Motto aller, die nichts zu verlieren haben: «Augen zu und durch».

Der andere Grund ihrer Vormacht lag darin, dass sie keinen Konkurrenten in Europa hatte. Hollande, der Spanier Rajoy, Renzi, die Polin Szydlo oder gar Tsipras aus Athen? Alle sind diskreditiert, schwach oder von ihren Bürgern verachtet. Einige sind noch nicht einmal durch Wahlen legitimiert. David Cameron zog sich gleich auf die englische Art aus der Affäre: Er verdrückte sich klammheimlich und überliess den Kontinent vor der Haustür seinem Schicksal.

So wie Haie Blut im Wasser wittern, spüren Merkels Kollegen die Schwäche einer Kanzlerin, deren politisches Kapital daheim rapide schwindet. Dennoch wird sich keiner von ihnen zum neuen Führer aufschwingen. Dazu fehlen ihnen Mut und Kraft. Kehren also mehr Demokratie und Meinungsvielfalt in der EU zurück? Wohl kaum. Eher eine neue Tragikomödie mit einem alten Titel: «Was ihr wollt».

Wolfgang Koydl



Alles für Frankreich: Nicolas Sarkozy.

Sarkozy und das Wunderkind

Nach den Attentaten ist vor der Wahl: Frankreichs Präsident Hollande muss auf die Ochsentour, sein dissidenter Wirtschaftsminister Macron sucht die neue Mitte und Sarkozy sein Heil ganz rechts. Von Jürg Altwegg

Am meisten freute sich François Hollande über die Kandidatur von Nicolas Sarkozy: Sie erschien ihm wie die letzte Chance für seine Wiederwahl. Allerdings ist ein allfälliges Rückspiel der beiden Kontrahenten von 2012 genau das, was die Franzosen nicht mehr wollen: die ewiggleichen Köpfe und anachronistischen Duelle zwischen links und rechts.

Noch nie war ein französischer Staatspräsident so unbeliebt wie François Hollande. Seine Partei zwingt ihm eine mehr demütigende als demokratische Vorwahl auf und ein absolutes Novum in der Geschichte der Fünften Republik, die ihr Gründervater Charles de Gaulle als Wahlmonarchie konzipiert hatte. Sie sorgte für stabile Machtverhältnisse und eine starke Regierung im seit 1945 von den Gaullisten und Kommunisten beherrschten Land. Die Verkürzung der Amtsdauer von sieben auf fünf Jahre – und die Gleichschaltung mit der Parlamentswahl – hat die Institution geschwächt. Auch die historische Spaltung in eine Linke und eine Rechte entspricht längst nicht mehr den politischen Verhältnissen im Lande. Der Front national kommt auf gegen dreissig Prozent der Stimmen, wird aber durch das Mehrheitswahlrecht noch immer systematisch benachteiligt – wie alle Minderheiten. Doch gegenwärtig ist er die stärkste Partei und Frankreich reif für eine radikale Umgestaltung der politischen Landschaft, die nur von einer Präsidentschaftswahl ausgehen kann. Oder von einer Revolution.

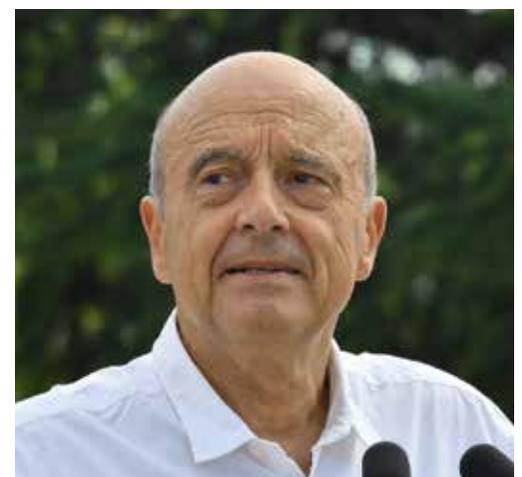
Lust am Königsmord

Einzig der Verdruss über Sarkozy hatte Hollande den Einzug ins Elysée eröffnet. Was 2012 geschah, war keine Wahl – es war eine Abwahl: mit ein bisschen Lust am Königsmord im Volk und einer Prise revolutionärer Rhetorik. Die Sozialisten werden sich wohl erneut auf Hollande festlegen: Er ist der grösste gemeinsame Nenner und das kleinere Übel. Falls er nicht das Handtuch wirft: Am Sonntag ergab eine Umfrage, dass ihn 85 Prozent auch nicht als Kandidaten wollen.

Auch über das Comeback seines liebsten Gegners konnte er sich nicht lange freuen. Er verlor seinen Wirtschaftsminister Emmanuel Macron, der aus der Regierung zurücktrat. Um Präsident zu werden, auch wenn er das noch nicht offiziell zugibt. Vor fünf Monaten hat Macron seine Bewegung «En marche» begründet.

Emmanuel Macron war ein Wunderkind und Bankier bei Rothschild. Er ist ein brillanter Intellektueller und Vertreter der Elite, die sich immer über die Unmöglichkeit von Reformen beschwert, aber selber nicht zur eigenen Erneuerung fähig ist. Macron profiliert sich als Schüler der Philosophen Etienne Balibar (links engagiert) und Paul Ricœur. Dem Verantwortungsethiker Ricœur hat er bei der Herausgabe des Werks «Gedächtnis, Geschichte, Vergessen» (in deutscher Übersetzung erhältlich) als Assistent gedient. Er gehört zum Redaktionskomitee der angesehenen – eher linken – Zeitschrift *Esprit*. Seine Reden sind hochstehend, differenziert; als Redner wirkt Macron allerdings nicht wie ein Tribun.

Macron ist 38, seine Frau Brigitte 63 – sie war seine Lehrerin und ist seine einflussreiche Beraterin. Zum Auszug aus der Regierung liessen sie sich von der Illustrierten *Paris Match* beim Spaziergang Hand in Hand am Strand fotografieren: sie im Badeanzug, er mit einem T-Shirt und Shorts bekleidet. Dabei trafen die Verliebten auf einen Nudisten. Den Anspruch der politischen Modernisierung unterstreichen die Macrons schon länger mit ihrer Selbstinszenierung als neues und ungewöhnliches Traumpaar der Politik, das die einst extrava-



Weniger Faustkampf: Alain Juppé.

gante Ehe von Carla Bruni und Nicolas Sarkozy – der seine Braut als Präsident im Pariser Disneyland der Welt offenbart hatte – bereits als bieder und bürgerlich erscheinen lässt. Hollande wiederum, in flagranti beim Seitensprung fotografiert, scheut sich seit dem Raus-

wurf der Journalistin Valérie Trierweiler aus dem Elysée-Palast, die Schauspielerin Julie Gayet dem Volk als First Lady zu präsentieren.

Auf dem Boulevard liegt Macron an der Spitze. «Ich bin nicht Sozialist», erklärt er im Interview. Will sich aber durchaus als links verstanden wissen. Seine Bilanz im Kabinett fällt eher mager aus: Er hat die Fernbusse als Billigkonkurrenz zur Staatsbahn erlaubt und die Öffnung der Geschäfte am Sonntag vorangetrieben. Sein politisches Gewicht ist schwer



Im ersten Durchgang an die Spitze? Marine Le Pen.

abschätzbar. Seine Herkunft, sein Werdegang, sein mehr aristokratisches denn populistisches Auftreten prädestinieren ihn nicht zur charismatischen Führerfigur. Über einen Apparat verfügt er erst in Ansätzen. Doch in seiner Bewegung «En marche» steckt die Chance, der archaischen französischen Linken den Weg in eine moderne Sozialdemokratie zu ebnet. Sein Vorgehen erinnert an den liberalen Zentrumspolitiker Valéry Giscard d'Estaing, dem es nach Pompidous Tod – er war dessen Finanzminister – gelang, die Gaullisten von der Macht zu verdrängen. Der Reformier Giscard bescherte Frankreich den letzten grossen Modernisierungsschub. Macron wird versuchen, in der Mitte eine Mehrheit zu bilden.

Mit Macron im Rennen, tendieren Hollandes Chancen, in die Stichwahl zu kommen, gegen null. Es wird eine grüne Kandidatin geben. Jean-Luc Mélenchon vom Front de gauche ist dabei, den Präsidenten in den Umfragen links zu überholen. Auf Marine Le Pen weist Hollande einen Rückstand von mindestens 10 Prozent auf. Je mehr Kandidaten es geben wird, umso grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie im ersten Durchgang die Spitze erobert.

Macrons Kandidatur ist auch für Sarkozy keine gute Nachricht. Er hatte in der Finanzkrise eine überzeugende Rolle gespielt. Aber seiner Ankündigung, mit dem System zu brechen, ist er nicht gerecht geworden. Nach seiner Niederlage erklärte er den Rückzug aus der Politik. Bei der Wahl eines neuen Vorsitzenden in seiner Partei kam es zu skandalösen Manipulationen. Sarkozys loyaler Premierminister François Fil-

lon – und von ihm designierter Nachfolger für 2017 – wurde zugunsten von Jean-François Copé um den Vorsitz betrogen. Sarkozy hatte das Chaos offensichtlich geschürt – und begründete mit ihm die Notwendigkeit seiner Rückkehr nach kaum zwei Jahren. Den Namen der Partei änderte er in Les Républicains. Am Wochenende forderte Favorit Alain Juppé: «Bitte mehr Debatte und weniger Faustkampf.»

Comeback als Premiere

Noch liegt Sarkozy weit hinter Juppé zurück. Das muss ihn nicht kümmern, er weiss das aus schmerzlicher Erfahrung. Bei der Wahl von Mitterrands Nachfolger hatte er auf Edouard Balladur gesetzt, den alle Umfragen als sicheren Sieger auswiesen. Doch im erbarmungslosen Duell zweier Gaullisten gewann schliesslich Jacques Chirac mit dem Versprechen, den sozialen «Bruch» in der Gesellschaft zu kitten. Die Karriere von Sarkozy, der eine Zeitlang mit Chiracs Tochter liiert war und als sein künftiger Schwiegersohn galt, schien beendet zu sein. Chirac hat ihm den Verrat nie verziehen: Er sprach sich 2012 für Hollande aus und unterstützt jetzt Alain Juppé.

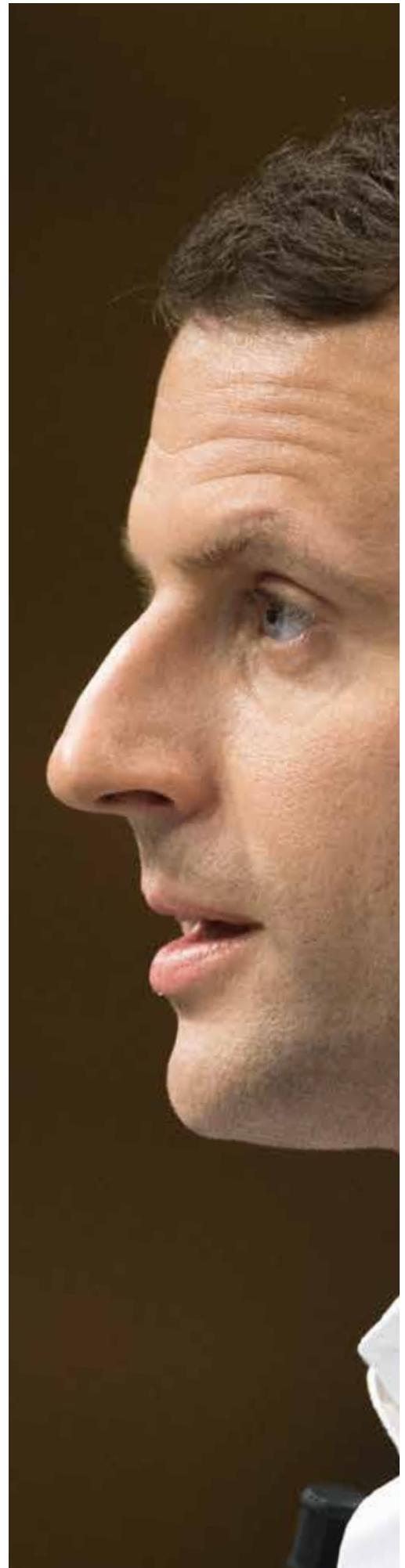
Nicolas Sarkozys Comeback im Elysée wäre eine Premiere in der Fünften Republik: Noch nie ist ein Präsident nach dem Verlust der Macht an diese zurückgekehrt, Giscard d'Estaing hatte es verzweifelt versucht.

Zum Auftakt publizierte Nicolas Sarkozy das obligate Buch: «Tout pour la France», alles für Frankreich. Sein Programm ist radikal und un-

Sarkozy ist überzeugt, dass sich die Wahl zwischen ihm und den Rechtsextremen entscheidet.

realistisch – was bei früheren Wahlen stets ein Vorteil war. Sarkozy verspricht die Abschaffung der Vermögenssteuer und eine Senkung der Einkommenssteuer für alle um zehn Prozent. Die Freibeträge bei Erbschaften und Schenkungen werden erhöht. Den Burkini wird er per Verfassungsänderung verbieten und für Einwanderer die Familienzusammenführung. Terrorverdächtige sollen in Lagern interniert werden.

Noch kann von einer Begeisterung der Massen für Sarkozy nicht die Rede sein. Doch zumindest auflagenmässig hat er alle seine Gegner überholt und abgehängt. «Tout pour la France» steht an der Spitze der Bestsellerlisten. Der Autor porträtiert sich als führungsstarken und charismatischen Staatschef, der Ruhe, Recht und Ordnung verspricht und zum Kriegsführer taugt. An Energie und Temperament übertrifft ihn keiner. Sarkozy ist überzeugt, dass die Wahl nicht in der Mitte um Macron und Juppé gewonnen wird: Sie entscheide sich zwischen ihm und den Rechtsextremen.



○ *Marsch aufs Elysée:* Emmanuel Macron.



«Opfer einer perfiden Gehirnwäsche»: minderjährige Dschihadisten in Syrien und im Irak.

Die Kinderbomben des Kalifen

Verführt, indoktriniert und militärisch gedrillt, stehen 1200 Buben in den Reihen des Islamischen Staats für Selbstmordattaken bereit. Die Arbeit eines Forscherteams gewährt erstmals Einblick in die perverse Industrie mit den minderjährigen Killern. *Von Urs Gehriger*

Er trägt Tarnkleider und um den Kopf ein Arafat-Tuch. Ruhig sitzt er in einem Fahrzeug, das bis an den Rand mit Sprengstoff bepackt ist. Ein Mann hält ihm die Hand hin. Der Bub küsst sie. Dann fährt er davon. Sekunden später explodiert er in einem Feuerball am Horizont. Der Bub war keine zwölf Jahre alt. Der Mann, der ihm zum Abschied die Hand reichte, war sein Vater. Die Bilder, im syrischen Aleppo aufgenommen, wurden vom IS produziert und auf einer seiner Online-Plattformen veröffentlicht. Propagandamaterial, das den Westen schockieren soll. Und das jeden Zweifel tilgen soll, wer der Regent ist im Rudel der rivalisierenden Dschihadistengangs.

Der IS setzt in wachsender Zahl Minderjährige für seine Terroranschläge ein. Jüngst wurde im Irak ein Teenager gestellt, bevor er sich mit einer Sprengstoffweste in die Luft sprengen konnte. In der Türkei hat ein Kind Gäste einer Hochzeitsfeier in den Tod gerissen. Kinder werden als Soldaten missbraucht, seit es Kriege

gibt. Der IS schlachtet das Phänomen in bisher nicht gekannter Dimension aus.

Seit Menschen Kriege führen

89 Fälle von «Märtyrern» im Kindesalter (unter achtzehn Jahren) hat John Horgan und sein Forscherteam an der Georgia State University 2015 registriert. Rund 1200 Kinder, indoktriniert und auf Selbstmord gedrillt, stünden bereit, auf Befehl des Kalifen al-Baghdadi Menschen mit sich in den Tod zu reißen. Von «Kinder-Terroristen» oder «Junior-Dschihadisten» will Horgan nicht sprechen. «Sie haben ihren Weg nicht frei gewählt», betont er bei seinem Telefonanruf aus Atlanta. «Sie sind Opfer einer perfiden Gehirnwäsche.»

Horgan ist Psychologe und studiert seit zwanzig Jahren Terroristengruppen rund um die Welt. Eine ähnlich radikale Instrumentalisierung von Kindern hat er bisher nirgends registriert. «Vier Jahre alt», sagt er, sei das jüngste Kind gewesen, das der IS zu Propag-

andazwecken missbraucht habe: Isa Dare, Sohn einer britischen Dschihadistenbraut aus Deptford, Südlondon. Ein Video, das letzten Februar ins Netz gestellt wurde, zeigt Isa mit Pausbäckchen und schwarzem Lockenkopf im Tarnanzug, eine Fernsteuerung in der Hand. Auf Befehl von IS-Kämpfern drückt der Kleine auf einen Knopf und sprengt ein Auto in die Luft, in dem vier angebliche «Spione» sitzen. «Die meisten Kindersoldaten des IS stammen aus Syrien und dem Irak», sagt Horgan.

Einige Kinder werden, wie Isa, von den Eltern an die Kampfverbände abgegeben. Andere werden in Gebieten, die der IS erobert hat, ihren Eltern mit Gewalt weggenommen. Wieder andere werden aus Waisenhäusern entführt und verschleppt. In einigen Fällen sind es Ausreisser, Kinder, die von zu Hause weggerannt sind, in der Hoffnung, beim IS Schutz und Halt zu finden.

«Wir machen dabei Kinder aus jeder einzelnen bewaffneten Gruppe in Syrien und im Irak

aus», sagt Horgan. Mit seinem Forschungsteam hat er während der letzten zwanzig Monate in den verschiedensten Sprachen abgefasstes, über Hunderte von öffentlichen, privaten und halbprivaten Social Media verbreitetes IS-Propagandamaterial aufgezeichnet und analysiert. Langsam würden sich die Daten zu einem ganzheitlichen Bild zusammenfügen. Die genannte Zahl von 1200 Kindersoldaten, die zum Selbstmord bereitstünden, sei eine vorsichtige Schätzung. Die tatsächliche Zahl liege wahrscheinlich weit höher.

Kindersoldaten gibt es, seit Menschen Kriege führen. Auf den Schlachtfeldern Europas waren sie jahrhundertlang im Einsatz, als Fahnen Träger und Kombattanten. Ein besonders grausames Beispiel aus jüngerer Zeit lieferte Irans geistiger Führer Ajatollah Chomeini, als er im Krieg gegen den Irak (1980–1988) Tausende Kinder in die Minenfelder schickte, ausgestattet mit einem Plastikschlüssel an einer Halskette als symbolischem Pfortenöffner zum Paradies.

Neu sind der systematische Einsatz von Kindern für Selbstmordanschläge und deren propagandistische Ausschaltung. Der IS filmt Kinder, wie sie öffentlichen Enthauptungen beiwohnen, Messer an Henker aushändigen, eigenhändig Gefangene exekutieren oder sich selbst in die Luft sprengen.

«Terrorismus ist zuerst und vor allem eine Form von ausgeklügelter psychologischer Kriegsführung», sagt Horgan. «Sie wollen bei uns Westlern komplette Hoffnungslosigkeit auslösen.» Die Botschaft des IS an seine Feinde laute: «Schaut, wie entschlossen wir sind in unserem Kampf, wir sind sogar willens, unsere Kinder zu opfern.» Ausserdem stehe der IS in Konkurrenz mit vielen anderen Terrorgruppen. Bei diesen verschaffe solch brutales Vorgehen Glaubwürdigkeit.

«Wer schlappmacht, wird abgeknallt»

Der Weg vom unschuldigen Kind-Sein bis zum Tod als lebendige Sprengstoffbombe durchläuft sechs Stufen.* Er beginnt mit einer süßen Verlockung.

— **Verführung:** IS-Anwerber besuchen Dörfer und Städte und veranstalten ein öffentliches *meet and greet*, bei welchem sie in ungezwungener Atmosphäre mit dem Volk ins Gespräch kommen. Besonders eloquente IS-Propagandisten erzählen aus ihrem Alltag und von ihrer Ideologie, sie verteilen den Kindern Geschenke und Süßigkeiten, um das Image einer freundlichen Bewegung zu vermitteln, und schüren die kindliche Neugier. Man gibt Kindern die Gelegenheit, die IS-Fahne zu schwenken und mit einer Waffe zu posieren.

— **Schulung:** Wo der IS Gebiete erobert hat, diktiert er den Lehrplan an den Schulen. Die Kinder werden intensiv mit der radikalen Ideologie indoktriniert und von passiven

Zuschauern zu aktiven Unterstützern des IS erzogen.

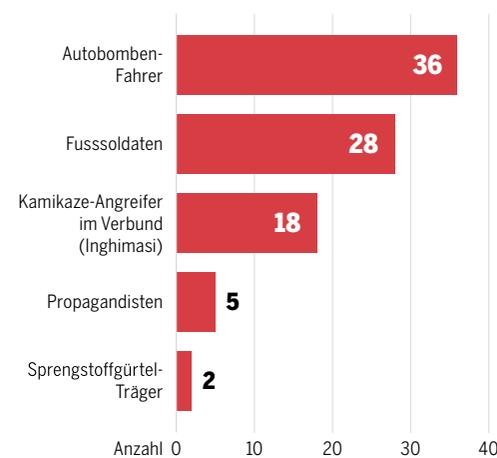
— **Selektion:** In den Schulen werden die Kinder von IS-Funktionären von Hand verlesen. Instruktoren halten Ausschau nach Anwärtern auf spezielle Terror-Trainingscamps. Sie preisen die Camps als höchste Auszeichnung an und schüren so eine Wettbewerbsstimmung unter den Jungen. Wer es nicht in ein Camp schafft, kann auf die Funktion eines Spions eingeschworen werden. Spione erhalten den Auftrag, Nachbarn und sogar Familienmitglieder zu denunzieren, welche sich nicht an die strikten Vorschriften des IS halten.

— **Unterwerfung:** Das Training im Drillcamp dauert dreissig bis sechzig Tage. Hier findet die intensive Indoktrinierung statt. Es wird eine rigide Auslegung des Korans gelehrt und Hass auf jegliche Art von Dissidenten geschürt. Dazu werden die Schüler ab sechs Jahren militärisch gedrillt.

Während des Ausbildungsprozesses werden die Kinder von den Eltern getrennt. Den Eltern, die gegen diese Isolierung protestieren, wird mit Gewalt oder sogar mit dem Tod gedroht. Zum Drill gehört auch das Bekanntmachen mit Folter- und Exekutionsmethoden. Teils durch Videos, teils in Realität. Den Kindern wird eingebläut, die grausamen Strafen wie

Militärische Funktion der Kinder-Märtyrer

In der IS-Propaganda porträtierte Märtyrer, Zeitspanne: 1. Januar 2015 bis 31. Januar 2016



QUELLE: JOHN HORGAN, MIA BLOOM, CHARLIE WINTER, GEORGIA UNIVERSITY

Einsatzgebiete der «Löwenjungen».

Steinigungen, Amputationen von Gliedmassen und Enthauptungen seien moralisch richtig, weil die angeblichen Delinquenten Verrat am IS begangen hätten. Jeder Zug von Individualität der Kinder wird eliminiert. Der ultimative Loyalitätsbeweis gegenüber dem IS ist die aktive Teilnahme an Exekutionen. Wer dem Drill standhält und die Ausbildung abschliesst, darf den Ehrentitel *ashbal* – «Löwenjunge» – tragen.

Rund ein Dutzend «Löwenjungen» sind vor dem IS geflüchtet oder wurden von gegnerischen Truppen gefangen genommen. Sie schil-

derten lokalen NGOs, Ärzten oder Journalisten den Drill-Alltag. Mental ausgezehrt und physisch erschöpft, hätten sie auf verlausten Matratzen geschlafen. «Wir mussten unter Drahtnetzen durchkriechen. Instruktoren schossen über unsere Köpfe hinweg und hinter unsere Füße und warnten uns: «Wer schlappmacht, wird abgeknallt.» Um sich auf Exekutionen vorzubereiten, hätten Instruktoren jedem Kind im Camp eine Puppe und ein Schwert ausgehändigt und befohlen, die Puppe zu enthaupen.

— **Spezialisierung:** Während des militärischen Drills werden die Kinder dauernd beurteilt und für bestimmte Funktionen selektioniert. Wer sich als besonders redegewandt erweist, wird benutzt, um weitere Kinder, manchmal auch Erwachsene, zu rekrutieren. Andere werden als Scharfschützen ausgebildet oder als Bombenbauer, als Fusssoldaten, Wächter oder logistische Hilfen. Als besonders ehrenvoll angepriesen wird der ultimative Einsatz als Selbstmordbomber.

— **Stationierung:** Nach Absolvierung des Trainings werden die «Löwenjungen» an den verschiedenen Frontlinien eingesetzt. Bei den Selbstmordattentätern gibt es verschiedene Kategorien. Am häufigsten werden Kinder als Fahrer von Sprengstofffahrzeugen in den Tod geschickt; dann folgen sogenannte *inghimasi*, kamikazeartige Angriffe mit Handfeuerwaffen auf feindliche Stellungen (siehe Grafik).

Aus Pakistan sind Fälle bekannt, in denen Kindern vor ihrem Sturm in den Tod Drogen verabreicht worden sind. Es gebe keine Belege, dass der IS ähnlich vorgehe, sagt Horgan. Wer die Ausbildung absolviert habe, sei derart indoktriniert, dass er vor der Durchführung des Selbstmordangriffs nicht zurückschrecke.

Eine Generation von Kindern ausgelöscht

Der Einsatz von Kindern in Kriegen wird oft als Zeichen militärischer Schwäche verstanden. So rekrutierte Nazideutschland in den letzten Monaten des Kriegs, als das Dritte Reich hoffnungslos verloren war, in wachsender Zahl immer jüngere Kinder. Horgan warnt vor Vergleichen mit solchen historischen Beispielen. «Der Einsatz von Kindern durch den IS ist keine Verzweigungstat.» Der IS habe bereits nach der Gründung des sogenannten Kalifats vor zwei Jahren damit begonnen, Kinder in die Kampfverbände zu integrieren. Der IS denke in eigenen Kategorien. «Er zieht systematisch und von frühestem Alter an eine neue Armee von Kämpfern auf – und löscht damit eine ganze Generation von Kindern aus.»

* From Cubs to Lions: A Six Stage Model of Child Socialization into the Islamic State. Studies in Conflict & Terrorism, 2016.

Die Eiskönigin

Die neue britische Premierministerin Theresa May zückte gleich nach Amtsantritt den Dolch. Seither beweist sie viel politisches Geschick und lässt sich nicht in die Karten blicken. Für die Schweiz darf man Sympathien erwarten. *Von Rolf Hürzeler*

Kein Lächeln, kein Strahlen – unergründlich. Mit solcher Miene schritt die neue britische Premierministerin Theresa May in leuchtendem Kostüm die Ehrengarde auf dem Flughafen von Hangzhou ab. Am chinesischen Gipfeltreffen der G-20 zu Wochenbeginn hatte sie ihren ersten Auftritt vor den Grossen der Welt. Die Neue wollte sich vorstellen – und vor allem sondieren. Denn Theresa May ist eine begnadete Taktiererin. Sie weiss, dass ihr Land nach dem Brexit-Entscheid neue Allianzen schmieden muss, um mit möglichst vielen Staaten liberalisierte Handelsbeziehungen zu pflegen, etwa mit Kanada oder Australien. Denn Grossbritannien hat mit dem Brexit-Entscheid in den Augen vieler die EU geschwächt und ist selbst zu einem unsicheren Kantonisten geworden. May muss deshalb neues Vertrauen schaffen; und sie ist die Richtige dafür. Das hat sie in ihren ersten zwei Regierungsmonaten bewiesen.

Instinkt statt Ideologie

Kaum im Amt, klaubte sie unter dem Deux-Pièces den Dolch hervor. Die Premierministerin inszenierte eine «brutale Schlachtereie», wie der *Daily Telegraph* konstatierte. Sie entliess die politischen Honoratioren im Kabinett von David Cameron und präsentierte in wenigen Stunden eine neue Mannschaft *of her own taste* – nach ihrem Geschmack. Prominenteste Opfer waren der finthenreiche Justizminister Michael Gove und Finanzminister George Osborne. Dieser musste aus dem Schatzamt an Downing Street Nummer 11 ausziehen und lebt seither wieder bei seinen Eltern.

«Brexit means Brexit» wurde bereits zu einer Chiffre in ihrer kurzen Amtszeit.

Damit hatte niemand gerechnet. Die 59-jährige Theresa May hat blitzschnell ihre Figuren auf dem politischen Schachbrett in Stellung gebracht, um dem Königreich die Stabilität zu verleihen, die im kurzen Vakuum nach der Brexit-Abstimmung gefährdet schien. Sie verfügt nun über eine austarierte Mannschaft, die sämtliche Flügel der Konservativen Partei repräsentiert: Neben den prominenten «Brexiters» mit Boris Johnson als Aussenminister und David Davis als «Austrittsminister» politisiert die neue Innenministerin Amber Rudd auf dem linken Flügel, ähnlich wie der neue Schatz-



In ihrer Freizeit ein Wandervogel: Theresa May in Hangzhou.

kanzler, Philip Hammond, seinerseits ein Vertrauter von Theresa May. Das ist keine nette Earl-Grey-Teerunde, sondern eine zusammengewürfelte Zweckgemeinschaft.

Die neue Regierungschefin setzte auch programmatisch neue Akzente. Sie versprach vor ihrem neuen Wohnsitz in Downing Street eine fürsorgliche Politik für alle, forderte bessere Bildungs- und Berufschancen für benachteiligte Jugendliche, und sie appellierte an die Einheit des Vereinigten Königreichs – ein Zuruf an die widerspenstigen Schotten. Von Sparkurs und weniger Sozialleistungen dagegen kein Wort. David Cameron tönt anders, von Margaret Thatcher ganz zu schweigen. «Ideologie kennt die nicht», urteilte die *Financial Times* über May. Ihr machtpolitischer Instinkt ist zu gross für Prinzipientreue: Was der Sache dient, ist gut, noch besser ist nur, was auch ihr persönlich nützt. Oder dem Land.

Das zeigt ihre Aussenpolitik. So machte May klar, dass mit ihr nicht zu spassen ist, wenn es um die nationale Sicherheit geht. Auf die Frage, ob sie notfalls einen nuklearen Schlag auslösen würde, antwortete sie im Parlament kurz und bündig mit «Yes». Sie sistierte aus Sicherheitsgründen ein von der Vorgängerregierung mit der Volksrepublik China initiiertes Kernkraftwerk in der Grafschaft Somerset. Das hinderte May nun nicht daran, den Chinesen am G-20-Gipfel diese Woche in Hangzhou ein Lächeln zu schenken mit den salbungsvollen Worten von einer «golden era» in den beidseitigen Beziehungen.

Ähnliche Argumente wie in der Schweiz

Doch ihr wichtigstes Dossier ist Europa. Sie trat in den ersten Wochen ihrer Amtszeit selbstsicher zu Antrittsvisiten in Berlin und Paris an. Da vermochte May Kanzlerin Angela Merkel im Hinblick auf die Brexit-Verhandlungen milde zu stimmen. Die Premierministerin konnte sogar beim wenig flexiblen Hollande Punkte verbuchen, der – vielleicht mit Rücksicht auf die Deutschen – seine harte Haltung gegenüber Grossbritannien revidierte. Dabei liess May keinen Zweifel an ihren Absichten: Das United Kingdom wird die EU verlassen, und zwar ohne dass das Parlament etwas dazu zu sagen hat. Denn sie weiss, dass eine Mehrheit der Unterhausabgeordneten gegen den Brexit ist. Eine Abstimmungsniederlage in dieser Frage kann May nicht riskieren, denn damit stünde eine institutionelle Krise an. «Brexit means Brexit» wurde zu einer Chiffre in ihrer kurzen Amtszeit.

Offen ist noch der Preis, den May für den Austritt bezahlen will: Der wirtschaftsfreundliche Flügel im Kabinett rund um Finanzminister Hammond setzt auf einen offenen Zugang zum gemeinsamen Markt, allenfalls mit Konzessionen bei der Freizügigkeit gegenüber der EU. Euroskeptiker wie «EU-Aus-

trittsminister» David Davis wollen die Freizügigkeit abschaffen – auch auf Kosten allfälliger wirtschaftlicher Nachteile. Auffällig ist, wie die Argumentation in Grossbritannien parallel zu den Auseinandersetzungen über die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative in der Schweiz verläuft – Personenfreizügigkeit versus Marktzugang.

Unklar ist, welche Position May selbst in dieser Frage vertritt. Es gehört zu ihrer politischen Taktik, dass sie mit einem klaren Stellungsbezug möglichst lange zuwartet. So

Das Ehepaar May reist regelmässig nach Zermatt oder ins Berner Oberland.

agierte sie bereits als Innenministerin. Einer Eiskönigin ähnlich liess sich nichts aus ihrem gefrorenen Gesicht ablesen. Dann plötzlich handelte sie schnell – ohne viel zu reden, zumindest in der Öffentlichkeit nicht. Mit Entschiedenheit setzte sie die Ausweisung von radikalislamischen Hasspredigern durch. Sie trat und tritt auch vehement für eine harte Gangart gegen Kriminelle ein. Gleichzeitig erinnerte sie einen landesweiten Polizistenkongress daran, dass es zu viele Übergriffe auf Verdächtige gebe. In dieses Kapitel gehört, dass May eine Untersuchung über den «Rassismus im Alltag» anordnete. Auch dieses Traktandum ist in der Regierung ihres Vorgängers nicht zuoberst auf der Agenda gestanden.

Die seit drei Jahren unter Diabetes leidende Theresa May wuchs in einer religiösen Familie in Südengland auf. Ihr Vater war anglikanischer Pfarrer, aber sie besuchte zeitweise eine katholische Schule. Sie verlor ihre Eltern als Twen. Der Vater starb bei einem Autounfall, die Mutter kurz danach an den Folgen von multipler Sklerose. Die junge May zeichnete sich durch keinerlei akademischen Ehrgeiz aus. Sie schloss in Oxford mit einem zweitklassigen B.A. in Geografie ab, was nur wenig besser als gar nichts ist, und fand einen ersten Job bei der Bank of England.

Später war sie Unterhausabgeordnete in Maidenhead, einem langweiligen Wahlkreis in Südengland, der sicheres Tory-Land ist. Unter der Führung des glücklosen Parteiführers William Hague ergatterte May ihren ersten Posten in einem Schattenkabinett, als Tony Blair regierte. Zu Ansehen brachte sie es als langjährige Innenministerin unter David Cameron. Da versprach sie allerdings eine Reduktion der Einwanderungszahl, was sich wegen der Personenfreizügigkeit als unmöglich erwies. Vor der Brexit-Abstimmung war May zwar gegen den EU-Austritt, bekannte aber geschickt: «Ich könnte gut damit leben.» Gleichzeitig sprach sie sich gegen die Europäische Menschenrechtskonvention aus, die sich kostenlos kündigen lässt.

Theresa May strahlt zwar zumindest für Kontinentaleuropäer den Habitus einer Lady aus. Aber sie gibt sich verblüffend leutselig. So bekennt sie sich dazu, am liebsten schlichten Britpop zu hören oder dann Abba. Der *Daily Telegraph* erinnerte May daran, sie könnte sich aus Imagegründen doch wenigstens zu Adele bekennen. Nichts da, genauso wenig lässt sie sich von ihrer Lieblingsspeise *chips* (Pommes) abbringen. Nur konsequent, dass sie aus ordnungspolitischen Gründen gesetzliche Restriktionen für die Lebensmittelindustrie gegen die Fettleibigkeit strich, die aus der Regierungsagenda ihres Vorgängers stammten.

Theresa May ist in ihrer Freizeit ein Wandervogel. Seit Jahrzehnten besucht sie die Schweiz, wie diesen Sommer: Davon veröffentlichte die Regierung ziemlich biedere Bilder von May und ihrem Mann Philip, einem Investmentbanker, ohne dass zu erkennen wäre, wo die beiden genau waren. Das Paar entdeckte den Reiz des Landes bei einer Kurzvisite in Luzern und reist seither regelmässig nach Zermatt oder ins Berner Oberland. Viel wichtiger als das ist für die Schweiz jedoch, dass sie, erstmals seit Helmut Kohl, von einer hochrangigen politischen Persönlichkeit Sympathien erwarten kann. Das ist schon sehr viel für ein kleines Land, das in Europa wenig Freundschaft erfährt. ○



Hans Egloff, Nationalrat
Präsident HEV Schweiz
SVP Zürich

**„Jährlich investieren
Hauseigentümer
freiwillig Milliarden
in Sanierungen.
Es braucht keinen
Zwang.“**

www.grüne-verbotswirtschaft.ch

Am 25. September

NEIN
zur grünen
Verbots-Wirtschaft



HEV Schweiz
Postfach, 8032 Zürich



«Die Methode ist sicher»: Mediziner Pierre-Alain Clavien und Bruno Imthurn.

«Kinderlosigkeit ist eine Krankheit»

Die Zürcher Medizinprofessoren Pierre-Alain Clavien und Bruno Imthurn wollen Gebärmütter verpflanzen und so Frauen zu einem Kind verhelfen. Es gehe dabei nicht um ein Lifestyle-Projekt, sagen die beiden Ärzte, sondern um ihre Pflicht, Menschen in Not zu helfen. *Von Alex Reichmuth und Thomas Buchwalder (Bild)*

Welche Frauen kommen für eine Gebärmuttertransplantation in Frage?

Bruno Imthurn: Es müssen Frauen sein, die in der Schweiz wohnen. Entweder haben sie von Geburt an keine Gebärmutter. Oder sie haben ihre Gebärmutter verloren, etwa wegen Krebs. Oder ihre Gebärmutter ist

nicht mehr aufnahmefähig für eine Schwangerschaft, zum Beispiel wegen früherer Eingriffe.

Wie viele Frauen gibt es mit diesen Voraussetzungen, die eine Schwangerschaft mit einer fremden Gebärmutter wollen?

Imthurn: Schweizweit gibt es mehrere hun-

dert Frauen, die keine funktionstüchtige Gebärmutter mehr haben oder nie eine hatten. Nicht alle erfüllen aber die gesetzlichen und ethischen Kriterien. Natürlich wollen auch längst nicht alle dieser Frauen mittels transplanterter Gebärmütter ein Kind bekommen. Zudem hat nicht jede Frau das Geld, um



den Eingriff und die anschliessende Schwangerschaft zu finanzieren. Das bezahlt ja, zumindest auf absehbare Zeit, keine Krankenkasse.

Wie viele Frauen sind es also?

Imthurn: Es gibt jährlich wohl einige Dutzend Frauen, die ins Ausland reisen, um per Leihmutter zu einem Kind zu kommen. Leihmutterschaft ist in der Schweiz ja nicht erlaubt. Diese Frauen könnten von einer Transplantation profitieren, denn die Leihmutterschaft ist mit grossen ethischen Problemen verbunden. Leihmütter entwickeln oft starke Gefühle dem Kind gegenüber, das sie austragen. Viele haben dann Mühe, es herzugeben. Dieses

Problem fällt bei der Methode mit der transplantierten Gebärmutter weg. Auf der anderen Seite bestehen bei der Gebärmuttertransplantation Risiken, wie sie mit jeder Operation verbunden sind.

Herr Clavien, wie bereiten Sie sich auf die Gebärmuttertransplantation vor? Das haben bisher nur wenige Ärzte gemacht.

Pierre-Alain Clavien: Die Verpflanzung der Gebärmutter ist ein komplexer Eingriff, den das ganze Team sorgfältig planen muss. Bei der Operation orientieren wir uns eng an den Erfahrungen von Ärztekollegen – insbesondere an denen der Schweden, die bisher als Einzige Kinder aus einer transplantierten

«Selbstverständlich halten wir alle gesetzlichen Vorgaben und ethischen Richtlinien ein.»

ten Gebärmutter zur Welt gebracht haben. Wir haben schon entschieden, dass wir Organe von verstorbenen Spenderinnen verwenden. Man könnte zwar, wie das Team in Schweden, auf Lebendspenden setzen, also auf Frauen, die ihre Gebärmutter hergeben. Für solche Spenderinnen bestünden aber Operationsrisiken, die wir vermeiden wollen.

Üben Sie die Transplantation konkret?

Clavien: Ja, wir testen den Eingriff in Tierexperimenten, insbesondere mit Ratten.

In den Kommentarspalten waren die Reaktionen auf die angekündigte Gebärmuttertransplantation überwiegend negativ. «Überflüssig», gar «dekadent» seien Ihre Pläne, hiess es da.

Imthurn: Ich persönlich habe nur positive Rückmeldungen bekommen. Sicher aber ist das Projekt etwas Neues. Viele Leute haben Bedenken bei Neuerungen, vor allem, wenn es um Fortpflanzungsmedizin geht. Die Schweiz hat aber in Europa das strengste Fortpflanzungsgesetz – mit Ausnahme des Vatikans. Wir Ärzte bewegen uns in einem gesellschaftlichen, politischen, gesetzlichen und ethischen Umfeld. Es ist wichtig, dass wir sagen, was wir tun, und den Dialog suchen. Nur so können wir Vertrauen gewinnen.

Clavien: Wir verstehen die Bedenken und Ängste der Patientinnen und werden diese in Aufklärungsgesprächen ansprechen. Es braucht volle Transparenz unsererseits. Selbstverständlich halten wir alle gesetzlichen Vorgaben und ethischen Richtlinien ein.

Sie weichen aus. Für viele Menschen ist die Transplantation der Gebärmutter ein unnötiges Lifestyle-Angebot. Es geht nicht darum, Menschen in medizinischer Not zu helfen, wie es die Aufgabe von Ärzten wäre.

Clavien: So gedacht, müssten wir auch die Transplantation von Nieren und Bauchspeicheldrüsen stoppen.

Warum? Damit kann man Leben retten.

Clavien: Nicht unbedingt. Wer keine neue Niere bekommt, kann unter Umständen lange mittels Dialyse weiterleben. Auch bei Erkrankungen der Bauchspeicheldrüse gibt es effiziente Therapien mit Insulinspritzen. **Die Lebensqualität ist dann aber miserabel. Das ist doch nicht das Gleiche wie ein unerfüllter Kinderwunsch.**

Imthurn: Die Weltgesundheitsorganisation klassiert die ungewollte Kinderlosigkeit als Krankheit. Es handelt sich also um die Behandlung einer Krankheit, wenn wir Frauen ohne funktionstüchtige Gebärmutter zu einem Kind verhelfen. Frauen ohne Gebärmutter sind in Not, weil sie nicht schwanger werden können. An unserem Kinderwunsch-Zentrum am Universitätsspital Zürich sehe ich täglich das Leiden von Paaren, die keine Kinder bekommen können. Es gibt Paare, die leiden extrem. Mit einer Transplantation kann man einigen helfen. Wir Ärzte sind verpflichtet, zu helfen.

Die Organe sollen wie erwähnt von Verstorbenen kommen. Welche Anforderungen an die Spenderinnen bestehen, etwa bezüglich Alter oder der Qualität ihrer Gebärmutter?

Clavien: Es wird genaue Kriterien geben, wie bei allen Transplantationen. Diese müssen von den zuständigen Gremien ausgearbeitet werden. Wie bei allen neuen medizinischen Techniken werden wir am Anfang sehr vorsichtig sein, um keine Risiken einzugehen. Mit steigender Erfahrung kann man dann die Kriterien möglicherweise etwas lockern. Bei der Transplantation anderer Organe konnte das maximale Alter der Spender inzwischen stark heraufgesetzt werden.

Imthurn: Wir werden sicher keiner Frau eine kranke Gebärmutter einsetzen.

Clavien: Falls sich nach einer Transplantation doch Probleme ergeben sollten, kann man die Gebärmutter rasch wieder entfernen.

Müssen Frauen mit einem Spenderausweis davon ausgehen, dass ihnen nach dem Tod nach Herz, Leber oder Nieren auch die Gebärmutter entnommen wird?

Clavien: Nein. In der Schweiz ist ein Spenderausweis nicht alleine massgebend dafür, ob und welche Organe entnommen werden. Es braucht immer auch das Einverständnis der Angehörigen und von Swisstransplant, der Fachorganisation für Organspende. Es gibt immer einen individuellen Entscheid, den die Familie und die Ärzte gemeinsam tragen. Und die Organe dürfen nur für Personen verwendet werden, die in der Schweiz leben.

Imthurn: Es wird keiner Frau nach dem Ableben nur die Gebärmutter entnommen. Vielmehr liegt der Fokus zuerst auf potenziell lebensrettenden Organen wie Herz, Leber oder Lunge. Erst wenn deren Entnahme erfolgt ist, kommt allenfalls die Gebärmutter dazu. >>>

Dennoch: Man entnimmt künftig einem Menschen, der eben verstorben ist, auch Organe, die nicht lebensrettend sind.

Clavien: Das ist zum Teil schon heute der Fall. Man entnimmt zum Beispiel Hautstücke und die Hornhaut der Augen.

Jedenfalls verkommen Verstorbene so zu einer Art Ersatzteillager.

Clavien: Das sehe ich nicht so. Durch den Fortschritt in der Transplantationsmedizin können wir heute Patienten helfen, denen wir vor ein paar Jahren nicht helfen konnten. Zudem können alle Personen frei entscheiden, ob sie im Todesfall Organe spenden wollen.

Viele Leute erachten es als grundsätzlich unwürdig, wenn Menschen kurz nach dem Tod quasi ausgeweidet werden.

Imthurn: Jeder hat das Recht auf eine eigene Meinung. Ich finde, dass Transplantationen sinnvoll sind. Eine Herztransplantation kann ein Leben retten. Eine transplantierte Gebärmutter kann dazu beitragen, dass neues Leben entsteht. Wäre ich eine Frau, wäre es für mich etwas sehr Schönes, das als Spenderin zu ermöglichen.

Gibt es ein Anrecht auf ein eigenes Kind?

Imthurn: Nein. Aber es gibt ein Anrecht auf die Behandlung von Krankheiten, in diesem Fall der ungewollten Kinderlosigkeit. Wie generell in der Medizin gibt es aber kein Anrecht auf Heilung, also kein Anrecht darauf, am Ende ein Kind zu haben.

Welche medizinischen Risiken bestehen für eine Frau, die mittels eingesetzter Gebärmutter schwanger wird?

Imthurn: Gemäss den bisherigen Erfahrungen, insbesondere denjenigen in Schweden, sind keine wesentlichen Risiken absehbar. Sollten aber doch welche auftauchen, müsste man das Projekt «Gebärmuttertransplantation» anpassen, unterbrechen oder allenfalls ganz aufgeben.

Wie hoch ist das Risiko, dass die Gebärmutter während der Schwangerschaft abgestossen wird? Dann wäre der Fötus tot.

Clavien: Da sehe ich keine besonderen Risiken. Wir haben langjährige Erfahrung darin, wie man verhindert, dass transplantierte Organe abgestossen werden. Es gibt sehr gute Medikamente. Eine akute Abstossung tritt zudem, wie bei anderen Organen, meist innerhalb der ersten Monate auf. Deshalb warten wir nach der Transplantation mindestens sechs Monate, bevor wir Embryonen einsetzen. Denn es ist wichtig, dass der Zustand der Patientin dann stabil ist. In den letzten zwanzig Jahren haben wir viele erfolgreiche Schwangerschaften auch nach Herz-, Nieren- oder Lebertransplantationen begleitet.

Imthurn: Bei den Versuchen in Schweden kam es noch nie zu einem Schwanger-

Spitzenmediziner

Pierre-Alain Clavien ist Direktor der Klinik für Viszeral- und Transplantationschirurgie am Universitätsspital Zürich. Der Chirurg ist ein Pionier auf dem Gebiet der Organtransplantation und hat sich insbesondere mit Leberverpflanzungen einen Namen gemacht. **Bruno Imthurn** ist Direktor der Klinik für Reproduktions-Endokrinologie am Universitätsspital Zürich. Er ist Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe und einer der führenden Fortpflanzungsmediziner der Schweiz. Seine Klinik führt ein Beratungszentrum für Paare mit unerfülltem Kinderwunsch. Clavien und Imthurn arbeiten gemeinsam an einem Projekt zur Transplantation von Gebärmüttern, wie der *Tages-Anzeiger* publik gemacht hat. Mit einer solchen Verpflanzung soll Frauen mit fehlender oder funktionsuntüchtiger Gebärmutter zu einem Kind verholfen werden. Weltweit ist es bis jetzt einzig einem Ärzteteam an der Universitätsklinik im schwedischen Göteborg gelungen, auf diese Art Kinder zur Welt zu bringen. Dort sind bisher fünf Babys geboren worden, die in einer transplantierten Gebärmutter entstanden sind.

schaftsabbruch wegen einer Abstossungsreaktion.

Aber in Schweden kamen bisher alle Kinder, die in einer transplantierten Gebärmutter herangewachsen sind, um mindestens vier Wochen zu früh zur Welt. Mit solchen Frühgeburten geht man erhebliche Risiken ein.

Imthurn: Ich gebe Ihnen recht, dass damit eine gewisse Gefahr für die Kinder einhergeht. Das Risiko einer Geburt vier Wochen vor dem Termin ist heute aber viel kleiner als früher. Letztlich sind es die Eltern, die entscheiden, welche Risiken sie für ihre Kinder eingehen wollen. Diesen Entscheid treffen sie nach intensiven Gesprächen mit den Ärzten.

Gibt es körperliche Risiken für Kinder, die in einer transplantierten Gebärmutter entstanden sind?

Imthurn: Bisher sind keine bekannt. Aber man hat natürlich noch kaum Erfahrung.

Bei der künstlichen Zeugung, der In-vitro-Fertilisation (IVF), gibt es starke Hinweise, dass so entstandene Menschen im Alter anfälliger für Herz-Kreislauf-Probleme sein könnten. Weil aber bisher kein IVF-Mensch älter als 38 Jahre ist, kennt man die Gefahren noch nicht wirklich. Bei der Gebärmuttertransplantation geht es nun um Menschen, die nicht nur künstlich gezeugt wurden, sondern auch in einem verpflanzten Organ heranwachsen. Da spielen Sie mit der Gesundheit von Menschen.

Imthurn: Nein. Eine Gebärmuttertransplantation darf ja nur vorgenommen werden, wenn es keine Alternative gibt, um die Kinderlosigkeit zu behandeln. Im Übrigen ist auch bei einer Leihmutter eine In-vitro-Fertilisation nötig. Seit Kinder im Glas gezeugt werden, verfolgen wir Fortpflanzungsmediziner die gesundheitliche Entwicklung dieser Menschen sehr aufmerksam. Schon mehrfach wurde in den letzten Jahrzehnten wegen angeblicher gesundheitlicher Schäden Alarm geschlagen. Die Bedenken haben sich aber fast alle in Luft aufgelöst. Es gibt Millionen von Menschen, welche im Glas gezeugt wurden und gesund sind. Die Methode ist sicher. Trotzdem gilt auch bei der In-vitro-Fertilisation: Sie darf nur erfolgen, falls andere Methoden nicht aussichtsreich sind oder versagt haben.

Ein Kind, das in einer transplantierten Gebärmutter entstanden ist, hat drei Eltern: einen Vater, eine genetische Mutter und eine Mutter, von der die Gebärmutter stammt. Ist das zumutbar?

Imthurn: Ich meine, ja. Wenn schon, ist der Einwand, drei Elternteile zu haben, bei der Eizell- und der Samenspende viel berechtigter. Denn bei diesen Methoden stammt die Hälfte des genetischen Materials eines Kindes nicht von dem Paar, das nach der Geburt die Elternrolle trägt. Dennoch entwickeln sich diese Kinder völlig normal, wie die langjährige Erfahrung zeigt. Ein Kind, das in einer transplantierten Gebärmutter entstanden ist, hat hingegen keine fremden Gene. Insofern sind keine Entwicklungsstörungen zu erwarten.

Was bedeutet es für ein Kind, zu wissen, dass es in einem Leichenteil herangereift ist?

Imthurn: Eine transplantierte Gebärmutter ist kein Leichenteil. Wäre ich in einer verpflanzten Gebärmutter entstanden, würde ich sagen: «Schön, dass es die Spenderin gegeben hat. Sonst gäbe es auch mich nicht.»

Clavien: Es kann zwar eine Belastung für ein Kind bedeuten, von einer Leihmutter ausgetragen worden zu sein. Aber bei einer transplantierten Gebärmutter ist aus meiner Sicht keine solche Belastung absehbar.

Noch ist es medizinisch unmöglich, einem Mann eine Gebärmutter einzusetzen. Aber würden Sie das tun, falls es machbar wäre?

Imthurn: Derzeit kann ich mir das nicht vorstellen. Die Gesetze verbieten so etwas auch klar. Grundsätzlich aber bin ich als Arzt verpflichtet, kranke Menschen zu behandeln. Sollte die Gesellschaft eines Tages zum Schluss kommen, es sei eine Krankheit, dass Männer nicht schwanger werden können, müsste ich die Sache neu beurteilen. Falls ich nicht bereit wäre, Männer entsprechend zu behandeln, müsste ich meine Funktion als Leiter der Klinik für Fortpflanzungsmedizin zur Verfügung stellen.

Clavien: Ich selber würde nie einem Mann eine Gebärmutter einsetzen. ○

Horrortrip in die Verkehrspsychiatrie

Nachdem die Kontrollen früher oft zu lasch waren, werden Führerscheine im Kanton Aargau heute oft auf Vorrat entzogen, selbst wenn kein Strassendelikt vorliegt. Die Beamten sichern damit vor allem sich selber ab. Für die Betroffenen sind die Folgen ruinös. *Von Alex Baur*

Das Weihnachtsfest hatte Stefan K. noch im trauten Familienkreis verbracht. Danach begab er sich an jenem 25. Dezember 2013 ans Grab seiner Tochter, die ein Jahr zuvor verstorben war. Vor dem Friedhof trank er eine fast volle Flasche Whisky leer, er schluckte Schlaf-tabletten, die Pistole lag bereit. Doch ein Rest an Vernunft hinderte ihn daran, sich das Leben zu nehmen. Stattdessen rief er die Polizei zur Hilfe. Doch auch das hätte er besser sein lassen.

Die «Freunde und Helfer» brachten Stefan K. in die psychiatrische Klinik, aus der er eine Woche später entlassen wurde. Gleichzeitig erstattete die Polizei Meldung ans Strassenverkehrsamt. Stefan K. war zwar nicht betrunken gefahren und hatte sich damit auch nicht strafbar gemacht. Doch allein der Verdacht, dass er es hätte tun können, ja dass vielleicht sogar eine Sucht bestehen könnte, reichte für ein Administrativverfahren. Damit begann ein bürokratischer Albtraum, der Stefan K. an den Rand des Ruins getrieben hat und dessen Ende auch fast drei Jahre später nicht absehbar ist.

Larifari und Amtsschimmel

Eilig hatten es die Beamten nie. Im August 2014 flatterte bei Stefan K. die Vorladung zur Begutachtung beim Psychiatrischen Dienst herein, die im November durchgeführt wurde. Blut- und Leberwerte enthielten keinerlei Hinweise auf Alkoholmissbrauch oder gar eine Sucht. Der Verdächtige selber räumte aber ein, nach Feierabend gelegentlich eine oder selten zwei Stangen Bier zu trinken. Das ist nach Meinung von Fachpsychologin Jacqueline van de Meeberg offenbar zu viel. Zudem erklärte Stefan K., ab und an bei Schlafproblemen eine Tablette Temesta zu nehmen. Und schliesslich gab er zu, als Teenager schon mal gekifft zu haben. Für die Psychologin reichte das zur Annahme einer Suchtgefahr.

Was die Gutachterin besonders misstrauisch machte: Stefan K. wehrte sich gegen eine amtlich verordnete und kontrollierte Totalabstinenz. Er sah keinen Grund dafür. Temesta hatte ihm notabene sein Hausarzt verschrieben. Er brauchte das Medikament manchmal bei langen Flugreisen mit Zeitverschiebung – Reisen, die er von Berufes wegen oft unternehmen musste. In der ärztlich verschriebenen, sehr geringen Dosierung half Temesta zudem gegen K.s nervösen Tick (Tourette-Syndrom), der ihn bei Stresssituationen bisweilen plagte. Und gekifft habe er seit seiner Jugend nicht mehr.

Stefan K. sah auch nicht ein, weshalb er auf ein gelegentliches Feierabendbier verzichten müss-

te. Eben dieser Widerwille gegenüber der amtlich verordneten Totalabstinenz, so folgerte die Psychologin messerscharf, bestätige ihren Verdacht. Ein Jahr nach dem Vorfall auf dem Friedhof entzog ihm das Aargauer Strassenverkehrsamt deshalb Ende 2014 den Führerschein. Für Stefan K., der im Aussendienst arbeitet, war das eine Katastrophe. Er focht den Entscheid an. Doch die Bürokratie blieb im Schleichmodus. Ein weiteres Jahr ging ins Land, bis das Innendepartement unter Regierungsrat Urs Hofmann (SP) im letzten Oktober den Rekurs abwies.

Immerhin: Im letzten April hob das Aargauer Verwaltungsgericht den vorsorglichen Ausweisentzug auf. Als Psychologin war van de Meeberg weder befugt noch in der Lage, eine medizinisch bedingte Fahrfähigkeit zu beurteilen. Dies sei Sache von spezialisierten Verkehrsmedizinern. Doch Stefan K. freute sich zu früh. Das Strassenverkehrsamt verfügte umgehend eine neue Begutachtung – und einen vorsorglichen Entzug des Führerscheins. Im letzten Juni reichte Stefan K. den Bericht eines Neurologen ein, der ihm volle Fahrfähigkeit attestierte. Auch das reicht dem Amt nicht. Am 15. November soll der Fall nochmals begutachtet werden.

Und das selbstverständlich auf K.s Kosten. Nicht einmal die Ausgaben für das vom Gericht disqualifizierte Psycho-Gutachten will ihm das Amt zurückerstatten. Die ganze Übung dürfte

Stefan K. bislang rund 100 000 Franken gekostet haben, Aufwendungen für Anwalt, Taxis, Auflösung des Leasing-Vertrags et cetera mit eingerechnet. Hätte er nicht einen loyalen Arbeitgeber, wäre seine Existenz längst ruiniert.

Stefan K. ist kein Einzelfall. Gerade aus dem Aargau gibt es immer wieder Berichte über willkürliche und schikanöse Führerscheinentzüge. Wer irgendwie aus der Norm fällt, gilt als verdächtig, selbst wenn er sich im Strassenverkehr stets korrekt verhalten hat (*Weltwoche* Nr. 50/13, «Via Paranoia»).

Das war nicht immer so. Die Kontrollpraxis im Kanton Aargau galt sogar lange als besonders lasch. Nach einer Reihe schrecklicher Verkehrsunfälle förderte eine Untersuchung durch Rechtsprofessor René Schaffhauser 2008 gravierende Mängel beim Aargauer Strassenverkehrsamt zutage. Seither schlägt das Pendel auf die andere Seite. Doch dem Experten ist die Sache mittlerweile selber nicht mehr geheuer. «Einzelne Strassenverkehrsämter sichern sich bei der Frage der Fahreignung heute in erster Linie selber ab», erklärte Schaffhauser vor zwei Jahren gegenüber der Zeitschrift *Beobachter*. Die «Null-Fehler-Politik» sei weder vernünftig, noch entspreche sie dem Willen des Gesetzgebers, bekräftigte er auf Anfrage, sie diene nicht der Verkehrssicherheit, sondern allein dem Selbstschutz der Beamten. ○



Wer irgendwie aus der Norm fällt, gilt als verdächtig.



Selfies aus der Vor-Selfie-Zeit: Fotos von Henryk M. Broder (mit Wikingerhelm und Schwimmflügeln).

Ikone der Woche

Broders Welt

Von Rico Bandle

Der Wahnsinn lauert überall. An jeder Strassenecke, auf jedem Teller, in der Politik sowieso. Henryk M. Broder, einer der scharfzüngigsten Publizisten Deutschlands und *Weltwoche*-Kolumnist, spürt treffsicher die Absurditäten und Irrungen der Gegenwart auf. «Merkel ist eine tragische Figur. Sie scheitert gerade an der Lösung der Probleme, die sie selber geschaffen hat», sagt er über die deutsche Bundeskanzlerin. Schon lange bevor dies mehrheitsfähig war, prangerte er in «Hurra, wir kapitulieren!» unsere Kultur des Einknickens gegenüber dem Islam an.

Broders Welt ist furchtbar – voller Idioten, Einknicker, Gutmenschen –, aber auch furchtbar lustig. Gerne macht er sich selbst zum Clown. Unvergessen bleibt die Szene aus der irrwitzigen TV-Sendung «Entweder Broder», als er in einer riesigen Kartonschachtel als Stele verkleidet vor dem Holocaust-Mahnmal in Berlin auftauchte, um den deutschen «Erinnerungswahn» ins Lächerliche zu ziehen.

So erotisch wie das Sozialamt

Und er lässt nie locker. Zum Ärger seiner Kritiker. «Es gibt Nervensägen, und es gibt Nervensägen, und Henryk M. Broder ist mit Sicherheit eine Nervensäge», konstatierte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* durchaus anerkennend. Im Vorwort seines neuen Buches erklärt Broder: Was er betreibt, sei weder Beruf noch Berufung, sondern einfach Zeitvertreib. «Wenn ich eine 35-Stunden-Woche hätte, würde das Wochenende bei mir Mittwochnachmittag anfangen.» Oder wie der enge Freund Broders, Leon de Winter, sagt: «Henryk als Workaholic zu bezeichnen, wäre unzutreffend – er schreibt, weil er atmet, und er atmet, weil er schreibt.»

Und jetzt erfahren wir: Er fotografiert auch! Als Erinnerungsstütze, weil er zu faul sei, Notizen zu machen. Doch selbst, wenn er etwas nur aus Faulheit tut, ist es grossartig. Zu seinem 70. Geburtstag hat er eine «Autobiografie in Bildern» publiziert. Jedes Foto ist wie eine Broder-Kolumne: Da sind muntere Touristenfahrten nach Auschwitz, Erotik-Center, die so erotisch sind wie das Sozialamt, lustig angeordnete Speisen, trostlose Raststätten, Selfies aus der Vor-Selfie-Zeit.

Eine solche Welt, so viel ist klar, ist nur mit Humor zu ertragen. Deshalb ist Broder unverzichtbar. Dank ihm ist die Welt zwar nicht besser. Aber bedeutend weniger langweilig.

Henryk M. Broder: Schwein gehabt. Eine Autobiografie in Bildern. Mit Essays von Elke Schmitter und Leon de Winter. Knaus. 243 S., Fr. 33.90



Zugewanderter Judenhas

Der gefährlichste Antisemitismus, der heute gedeiht, kommt aus der Welt des Islam. Die Aufklärung darüber ist keine Panikmache. Von Bassam Tibi

Langsam, aber stetig wachen die Menschen in Europa auf und erkennen, dass die unkontrollierte demografische Lawine, die aus Nahost in Richtung Europa rollt, die zivilisatorische Identität des Kontinents und seine Stabilität in Frage stellt. Diese Lawine wurde durch die Einladung der deutschen Bundeskanzlerin Merkel ausgelöst, die fahrlässig «ein freundliches Gesicht» zeigen will. Nun betrifft dies nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa. *Die Zeit* hat die Frage zur deutschen Willkommenskultur so gestellt: «Warum das Land sich diesem Unsinn zunächst willig ergeben hat?» Und antwortet darauf mit dem Hinweis auf die «an ihrer traumatischen Vergangenheit leidenden Deutschen». Die Deutschen «wollen sich von ihrem Makel befreien und haben sich darum in eine völlig irrationale Willkommenskultur gestürzt. Gewissermassen von Auschwitz direkt zum Münchner Hauptbahnhof.» Ganz Europa wird von diesem deutschen Sonderweg belastet.

Eine typische Geschichte aus Göttingen

In diesem Artikel will ich zeigen, wie «die verrückten Deutschen» (*Die Zeit*) eine Entwicklung ausgelöst haben, bei der die illegale Zuwanderung aus islamischen Ländern einen neuen Antisemitismus nach Europa bringt. Das ist ein zugewanderter Antisemitismus. Ich werde beginnen mit persönlichen Erfahrungen und wehre mich gegen den Einwand, solche Erfahrungen würden nur Einzelfälle reflektieren.

Tatsächlich dienen diese persönlichen Erfahrungen als Illustration einer bereits erfolgten soliden Forschung über den islamistischen Antisemitismus. Drei Jahre lang, von 2007 bis 2010, habe ich in Washington, D.C. am Forschungsinstitut Center for Advanced Holocaust Studies am Holocaust Memorial Museum über den islamistischen Antisemitismus geforscht. Das Ergebnis ist in den *Yale Papers* über den globalen Antisemitismus (2015) sowie in Kapitel 3 meines bei der Yale University Press erschienenen Buches «Islamism and Islam» (2012) publiziert. Auf dieser Forschung basiert die Aussage, dass der gefährlichste Antisemitismus, der heute gedeiht, aus der Welt des Islam kommt. Dieser Judenhas kommt zumeist mit den islamischen Flüchtlingen als eine grosse Last nach Europa. Gilt auch hierfür die «Willkommenskultur»?

Ich will einleitend eine typische Geschichte aus Göttingen erzählen. Bis zum Bruch wegen ihrer antisemitischer Orientierung habe ich

eine islamisch-somalische Flüchtlingsfamilie betreut. Das Oberhaupt dieser patriarchalischen siebenköpfigen Familie beklagte sich mir gegenüber über Juden, die ihn seiner Rechte berauben würden: Der Somali lebt seit drei Jahren auf Kosten des Sozialstaates in Göttingen, ohne eigenen Erwerb oder Aussicht darauf, je einen solchen zu haben und mit null Kenntnissen der deutschen Sprache, aber mit hohen Ansprüchen. So hat er eine grosse, von der Stadt bezahlte Wohnung plus eine monatliche Zahlung, die meiner monatlichen Professoren Pension gleicht, sowie Kita-Plätze für seine Kinder und freie Krankenversicherung et cetera. Nun will er auch noch ein Auto haben. Die Stadt Göttingen hatw dies verweigert, weil so etwas nicht unter die Sozialhilfe fällt. Die Reaktion des islamischen Somali ist Empörung: «Muslime haben in Deutschland keine Rechte!» Auf meine Frage nach dem Warum erhielt ich diese

Die Deutschen wollen anderen Europäern ihren Sonderweg als «Solidarität» aufzwingen.

Antwort: «Göttingen wird wie Deutschland von Juden regiert, die gegen den Islam sind.» Dieser Satz reichte für mich aus, um die Beziehung zu diesem Muslim abzubrechen.

Nun sind Judenhas und Antisemitismus nicht nur eine Krankheit, sondern auch irrational; da helfen keine Argumente. Diese Krankheit bringen islamische Flüchtlinge mit nach Europa, und sie werden dennoch im Rahmen des Irrsinns der deutschen Willkommenskultur in Deutschland empfangen.

Zum Irrsinn gehört, dass Deutsche ihr Trauma des Mordes an Juden durch die Flüchtlingspolitik sühnen wollen. Die Aussage von Bundeskanzlerin Merkel in ihrer Rede am 14. März 2016, sie werde keinen Judenhas dulden, überzeugt überhaupt nicht. Sie lässt Antisemiten ins Land und hat keinerlei rechtliche Mittel, auch nicht den politischen Willen, islamische Flüchtlinge nach judenfeindlichen Äusserungen auszuweisen.

Die Deutschen wollen anderen Europäern ihren Sonderweg der «irrationalen Willkommenskultur» als «Solidarität» aufzwingen. Ich bin ein Deutschland-Kritiker und habe in Frankfurt bei Adorno und Horkheimer, meinen deutschjüdischen Lehrern, studiert. Theodor W. Adorno, der vor der Naziherrschaft in die USA flüchtete, kehrte zusammen

mit Max Horkheimer 1950 nach dem Sieg über Hitlers Faschismus aus Zuneigung nach Deutschland zurück. Er schrieb einen Essay mit dem Titel «Auf die Frage: Was ist deutsch?», in dem er seine Ambivalenz beschreibt, die ich als Wahldeutscher teile. Hitler war in Deutschland kein Unfall, weil er in der deutschen Geschichte verankert war. Ohne das deutsche «Pathos des Absoluten» hätte «Hitler nicht gedeihen können». In den westlichen Ländern, wo «die Spielregeln [...] tiefer eingesenkt sind, wäre er dem Lachen verfallen». Das von Adorno beanstandete «Pathos des Absoluten» lebt in Deutschland auch nach Hitler fort, bis heute noch, sowohl links als auch rechts. Ich sehe diesen Ungeist sogar im Willkommens-Mantra der global besorgten linken und grünen Gutmenschen. Diese betreiben heute einen moralischen Imperialismus in Europa.

Zum «Pathos des Absoluten» gehören gleichermaßen die Absolutismen des Bösen wie des Guten. Lassen sich beide vergleichen? Hitler war ein Charakter, wie er in Deutschland zu jeder Zeit wieder auftreten kann. Der reale Hitler war ein Judenmörder als Ausdruck des bösen Absolutismus. Die Negation von Hitler geschieht nicht böse, sondern im Geist der Gutmenschen. Diese haben auch ihren Absolutismus, den sie dem Rest der Menschheit als moralischen vorschreiben. Beide Absolutismen sind Extreme, und das Pendeln zwischen beiden kennzeichnet zwei Seiten derselben Medaille in Geschichte und Gegenwart Deutschlands.

Was tut Deutschland?

Es ist in Deutschland heute moralisch verboten, Kritik an den Ursachen der Flüchtlingskrise und an dem neuen Antisemitismus muslimischer Flüchtlinge zu üben. Zur Durchsetzung des Verbots erzwingen die Deutschen eine «innere Zensur». Dieser deutsche Geist der Verbote verhindert nach Adorno «nicht nur die Äusserung unbequemer Gedanken, sondern diese selbst». Heute kann die von Adorno im Deutschlandfunk 1965 geäußerte Idee als Beschreibung der allgemeinen Bestimmung des geistigen Klimas im grössten Land Europas, der Bundesrepublik Deutschland, angegeben werden. Die Bundesregierung, die von der in der DDR erzogenen Kanzlerin Merkel getragen wird, und die sie flankierenden Medien vertreten konsensuell ein Willkommens-Mantra, das allen vorgeschrieben wird. Wer hiervon abweicht, wird als «rechtspopulistisch» oder noch schlimmer



Deutscher Ungeist: Berlin, 2015.

als Nazi ausgegrenzt. Aus Furcht vor diesem Klima flüchtete ich in die Schweiz. Der deutsche Historiker Heinrich August Winkler bezeichnet die deutsche Willkommenskultur als «Selbstgefälligkeit» – eine Geisteshaltung, die in Merkels Deutschland dominiert.

In Deutschland gibt es zwei konträre Traditionen: die deutsche Aufklärungstradition seit Kant und dessen Begriff der «Autonomie der Selbstverantwortung des vernünftigen Individuums» und die Tradition des «Pathos des Absoluten», das heute in Form eines Absolutismus des Gutmenschen in Erscheinung tritt. Adorno spricht von der «Formel des deutschen kollektiven Narzissmus» als einer Gefahr für die kantische Autonomie als Philosophie der Freiheit in Europa. Solange Deutsche sich nicht von diesem kollektiven Narzissmus und Absolutismus befreien, können sie sich nicht vom Geist der NS-Mörder und von den damit verbundenen Traumata befreien. Heutige Deutsche beleidigen deutsche Juden, wenn sie islamistische Flüchtlinge und jüdische Naziopfer dadurch auf die gleiche Stufe setzen. Das ist eine grobe und bössartige «falsche Parallele». Die Gleichsetzung von heutigen muslimischen Migranten und jüdischen Naziopfern von damals ist skandalös und muss zurückgewiesen werden.

Doch was tut Deutschland gegen den zugewanderten Antisemitismus? Gar nichts. Es stellt sich die Frage, ob die deutsche Zusage in Bezug auf die NS-Vergangenheit «Nie wieder» auch als Verpflichtung für die muslimische Bevölkerung Deutschlands gilt – 2016 ist die deutsche Islamgemeinde auf sechs Millionen Menschen angewachsen, in Frankreich leben schätzungsweise acht Millionen Muslime, Tendenz steigend. Viele Deutsche weichen dieser Frage aus und rechtfertigen die Duldung des islamischen Antisemitismus mit dem Respekt vor dem Islam sowie vor anderen Kulturen. Das ist pure Heuchelei.

Dieser deutsche Ungeist kommt schon in den Titeln einflussreicher Bücher zum Ausdruck. Eine türkischstämmige Berliner Senatorin hat mit Impertinenz die Feststellung zurückgewiesen, dass der Antisemitismus tief in der Berliner Islamgemeinde verankert sei; ihr Argument: «Antisemitismus ist deutsch und rechtsradikal.» in einem *Zeit*-Artikel aus dem Jahre 2015 berichtete Giovanni di Lorenzo, seine Journalisten hätten in Berlin herausgefunden, dass fünfzig Prozent der interviewten Syrer sich als Hitler-Bewunderer ausgaben. Mich als Syrer wundert das nicht. Di Lorenzo erzählt ausserdem über eine Debatte in der Redaktion, bei der einige seiner Redaktoren für eine Nichtveröffentlichung

dieser Fakten plädierten, um die syrischen Kriegsflüchtlinge als «Minderheit» zu schützen. Glücklicherweise hat di Lorenzo sich nicht daran gehalten und die Fakten veröffentlicht.

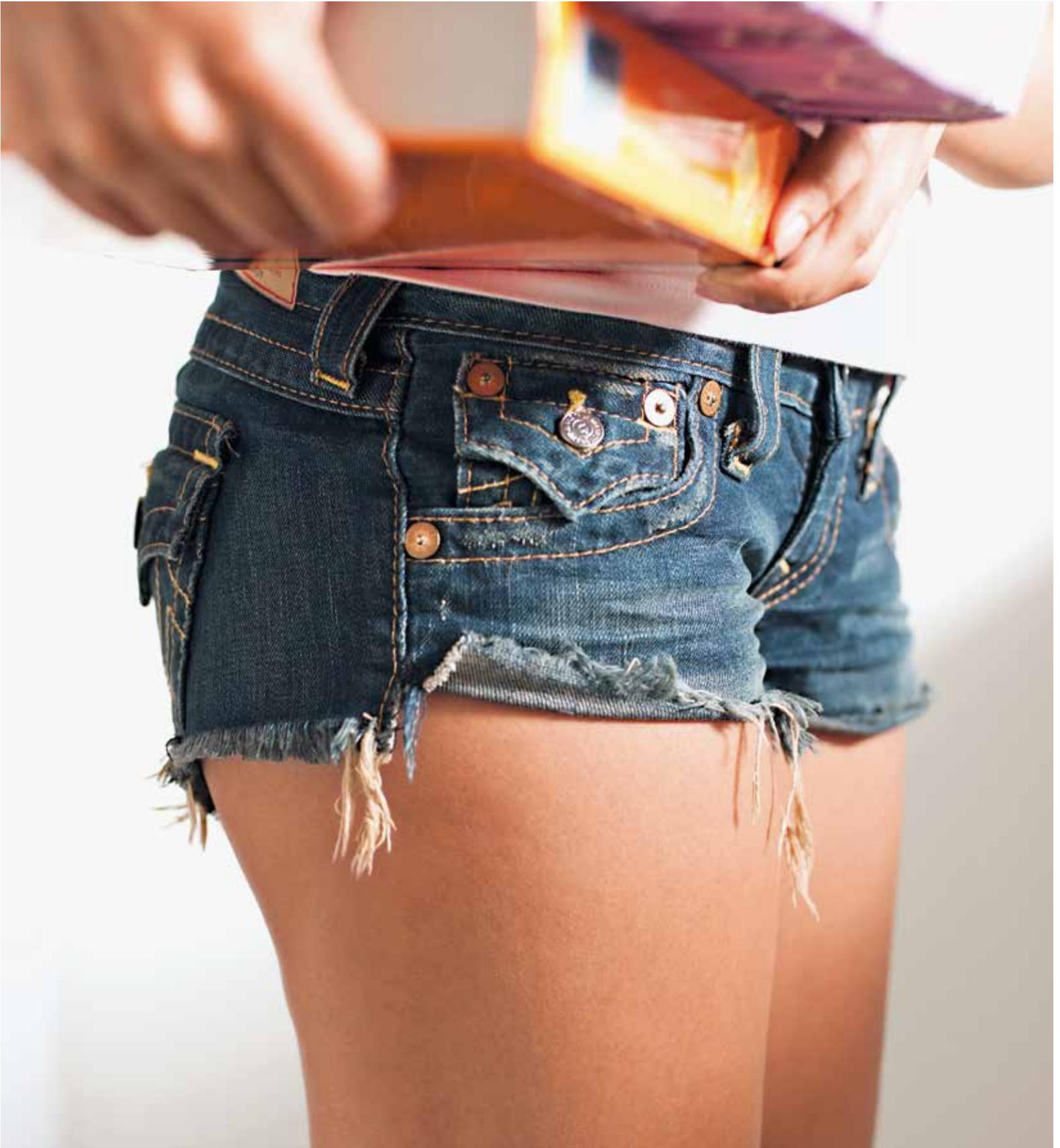
Ich weiss aus meiner Schulzeit in Damaskus, wo Juden Hass zum Schulunterricht gehört, dass die Hunderttausende Nahostflüchtlinge mehrheitlich Antisemiten sind. Es ist weder «Terror» noch «Panikmacherei», wenn man hierüber aufklärt. Der Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, Josef Schuster, hat die Sorgen der deutschen Juden in Bezug auf einen neuen arabischen Antisemitismus seitens eingewanderter Islamisten zum Ausdruck gebracht. Dies berichtete das ZDF – verbunden mit einem Statement der Organisation Pro Asyl, in dem ein Funktionär unwidersprochen und unverschämt die deutschen Juden über Moral und Recht belehrte.

Die Zeit fragt am 28. Januar auf der ersten Seite: «Sind die Deutschen verrückt?» – oder ist es der Rest der Welt, der keine Flüchtlinge aufnimmt? Das ist eine Frage, die das Schicksal Europas im 21. Jahrhundert betrifft.

Bassam Tibi ist ein deutscher Politikwissenschaftler syrischer Herkunft. Von 1973 bis 2009 war er Professor für Internationale Beziehungen an der Georg-August-Universität Göttingen. Er ist Autor zahlreicher Bücher, die in sechzehn Sprachen erschienen sind, und gilt als gefragter Experte für die arabische Welt und den politischen Islam.

Eine Art Subkultur

Sie gehen in Hot Pants zur Schule und lackieren sich im Unterricht die Nägel: Mädchen kommen nicht nur früher in die Pubertät als einst ihre Mütter, sie haben auch ein ganz anderes Verständnis von Weiblichkeit. *Von Claudia Schumacher*



Eitelkeit beginnt heute im Kindergarten.

Danielas unteres Po-Drittel ist sichtbar. Sie trägt Hot Pants. 29 Grad ist es heute heiss. «Da bin ich froh, wenn die Haut nicht viel von der Luft trennt», sagt sie. Das denkt sich wohl auch ihr Oberteil: Es beginnt über dem Bauchnabel und endet bei den Brüsten gerade so, dass die Nippel nicht mitgebräunt werden. Daniela sieht... süss aus. Wobei das vielleicht nicht ganz das richtige Wort ist.

Das andere Wort, das einem bei ihrem Anblick in den Sinn kommt, würde sich aber auch nicht wirklich richtig anfühlen. Daniela ist zwölf Jahre alt. Für das Wort «sexy» hat sie noch ein paar Jahre Zeit – sollte man meinen. Es ist Nachmittag, und Daniela sitzt mit Freundinnen am Zürichsee. War sie auch schon zuvor in der Schule so angezogen?

«Schon in Hot Pants. Aber nicht mit denen. Die Lehrer sehen es lieber, wenn die Hosen auch hinten bis zum Schritt gehen.» Während Daniela erzählt, zupft das Mädchen neben ihr nervös den Minirock nach unten. Offenbar gelingt es nicht allen Kindern ohne Stress, halb-nackt durch die Gegend zu laufen.

«Das ist echt verrückt», erzählt eine Berner Sportlehrerin. Es sei wie ein Wettkampf, bei dem es darum gehe, am wenigsten Kleidung am Leib zu tragen. «Ich musste schon mehr als einmal eine Schülerin zurück in die Umkleidekabine schicken, weil sie mit Shorts und Sport-BH im Unterricht erschien und offenbar dachte, das würde reichen.» Die Lehrerin lacht. «Als ich in dem Alter war, stand ich nur dann in Unterwäsche in der Schule, wenn es zwei Uhr nachts war und ich gerade einen fiesen Albtraum hatte.» Die heutigen Mädchen würden hingegen alles daran setzen, dass man sie so rumlaufen lasse. Allerdings habe sich auch körperlich etwas geändert, meint die Lehrerin: «Die Pubertät beginnt bei den Mädchen heute früher. Zumindest kommt mir das so vor.»

Ein Eindruck, den die Wissenschaft bestätigt. Und auch ein Blick auf die kleine Daniela. Es sind ja nicht nur die Hot Pants, die auffallen. Warum hat das Kind schon so einen Hintern? Und warum hat es überhaupt Brüste?

Schminkwütige Elfjährige

Bereits seit 150 Jahren rutschen Mädchen in den Industrienationen immer schneller in die Pubertät. Es begann mit der Menstruation: Während Mädchen im 19. Jahrhundert ihre erste Regelblutung noch zwischen fünfzehn und siebzehn Jahren bekamen, setzt diese heute im Durchschnitt mit zwölf Jahren ein. Noch deutlicher ist die Veränderung beim Brustwachstum. In den USA liegt der tiefste Durchschnittswert für den Beginn des Brustwachstums bei afroamerikanischen Mädchen: Sie bekommen bereits mit 8,8 Jahren Brüste. Den höchsten Wert weisen asiatische Mädchen auf, aber auch sie bekommen bereits mit 9,7 Jahren einen Busen. Kaukasische Mädchen liegen dazwischen. Da es sich um Durchschnittswerte han-

delt, heisst das: Auch immer mehr Mädchen bekommen schon mit sieben die ersten Schamhaare, haben in dem Alter bereits knubbelige Brüste und stinkige Achseln. Was die frühe Pubertät triggert, ist laut den Wissenschaftlern eine Mischung aus Übergewicht, Stress und industrieller Nahrung.

Die frühe Reife geht bei Mädchen nicht ohne Risiken einher. Tendenziell haben sie früher Sex und greifen eher zu Alkohol und Drogen als die Spätzünder. Offenbar steigt auch das Risiko für Brustkrebs und Depressionen. Bedenkt man allerdings, dass die Frühreife ein Phänomen der Industrienationen ist, bei denen die durchschnittliche menschliche Lebenserwartung alle paar Jahre einen neuen Rekordwert erreicht, kann es um die Mädchen so schlecht nicht bestellt sein. Laut Prognosen werden sie eines Tages allem übereifrigen Brustwachstum zum Trotz bis zu 120 Jahre alt.

«Bei vielen Mädchen ist es allerdings so, dass die geistige Reife nicht mit der schnelleren körperlichen Entwicklung Schritt hält», sagt

Es sind ja nicht nur die Hot Pants, die auffallen. Warum hat das Kind schon so einen Hintern?

der Zürcher Jugendpsychologin Allan Guggenbühl. Er beobachtet ein neues, ungelinktes «Tussitum»: Die Mädchen würden heute eine Form von Weiblichkeit zelebrieren, die sie eher aus TV-Serien und Filmen kennen als von ihren Müttern oder Lehrerinnen abschauen. Entsprechend unnatürlich, geradezu «theatralisch überzogen» wirke diese Weiblichkeit. «Das ist eine Art Subkultur, eine Rebellion gegen die vorgelebte Emanzipation.» In einer Gesellschaft, in der Frauen sich oft nicht mehr schminken, wenig Wert auf ihre Kleidung legen und ein Bewegungsmuster an den Tag legen, welches an das der Männer erinnert, heben sich Mädchen als kleine Diven zumindest ab. Mit sexy Outfits und kleinen Schminktäschchen, die überallhin mitgenommen werden.

«Die ziehen sich während des Unterrichts die Lippen nach», erzählt die Berner Lehrerin. Als ein Mädchen während der Mathestunde einmal begonnen habe, sich die Nägel zu lackieren, sei der Mathelehrer nach der Stunde mit einem Ausdruck von Hilflosigkeit zu seinen Kollegen gestossen. Sie habe ihn nicht verstanden, als er ihr gegenüber anmerkte, sie könne sich doch nicht im Unterricht die Nägel pflegen. Den Rest der Stunde über habe das Mädchen ein beleidigtes Gesicht gemacht. Die Lehrer überlegten daher, ob man in den Klassen klar kommunizieren müsse, dass Nägellackieren im Unterricht nicht erlaubt sei. «Offenbar versteht sich das nicht mehr von selbst», meint die Lehrerin.

Schminkwütige Elfjährige – das Gesicht der Rebellion im Jahr 2016? Die junge Generation scheint immerhin Humor zu haben.

Dass die Emanzipation der Frauen die Beziehung von Müttern und Töchtern vor einige Herausforderungen stellt, lässt sich auch auf hormoneller Ebene feststellen. So fanden Hormonexperten an der Universität Edinburgh heraus, dass mütterliche Anstrengung während der Schwangerschaft zu frühreifen Kindern führt. Wenn werdende Mütter viel Stress haben, etwa durch starke berufliche Belastung, kommen die Kinder tendenziell vorzeitig zur Welt und gleiten später auch schneller in die Pubertät.

Experimentierfreude eindämmen

Auch die Scheidungskultur beeinflusst offenbar das Phänomen der Frühreife. So fanden Wissenschaftler an der University of Arizona heraus, dass Mädchen, die zum Zeitpunkt der Trennung ihrer Eltern zwischen drei und acht Jahren alt sind, früher pubertieren als Kinder ohne Scheidungserlebnisse. Das Gleiche gilt auch für Kinder, die in dysfunktionalen Haushalten aufwachsen. Allgemein veranlasst eine unangenehme Kindheit auf der körperlichen Ebene, dass man schneller aus dem Haus kommt: Man wird früher erwachsen.

Der Markt hat das frühreife Mädchen längst entdeckt. Stöckelschuhe für winzige Füsse und Kinderbadeanzüge in Schnitten, wie man sie auch in der Reizwäscheabteilung für Damen findet, gehören längst in jedes gutsortierte Kaufhaus. Der Trend geht in Richtung Erwachsenenkleidung für Kinder. Taillierte Blusen für die kleine Dame: Die Zeiten, da Mädchen die abgelegten Sachen ihrer älteren Brüder trugen, scheinen passé. Eitelkeit beginnt heute im Kindergarten.

Wie können Eltern und Lehrer sinnvoll dieser Entwicklung begegnen?

In einigen Sekundar- und Berufsschulen wurden in den letzten Jahren Kleiderordnungen eingeführt und zum Beispiel Hot Pants verboten. Die Durchsetzung dieser Verbote variiert aber von Schule zu Schule stark. «Es ist zwar verboten, aber bei uns hat noch kein Lehrer etwas gesagt», berichtet die Sprecherin einer ziemlich lauten und knappbekleideten Mädchenclique auf dem Pausenhof einer Zürcher Sekundarschule. Tatsächlich sieht man aber an manchen Sekundarschulen immerhin weniger Hot Pants als an den Gymnasien, wo es keine Verbote gibt. Denn wer hat schon Lust, sich mit einer Anwaltstochter anzulegen beziehungsweise mit ihrem Vater, der das Mädchen zwar kaum sieht, aber trotzdem allzeit bereit ist, jeden Lehrer in Grund und Boden zu reden?

«Das Sinnvollste ist das Ziehen von Grenzen», so Psychologin Guggenbühl. «Als Eltern sollte man klare Vorstellungen kommunizieren und auch die Auseinandersetzung mit der Tochter nicht scheuen.» Wer dabei zu harsch vorgehe, riskiere aber, dass sich das Kind ein Zwischenlager einrichtet und sich ausser Haus umzieht. Oder besser: auszieht. ○

«Das Feuer brennt»

Mit 15 Siegen und 26 gewonnenen Medaillen bei den Paralympics ist Heinz Frei der erfolgreichste Edelmetallsammler im Schweizer Sport. Im Handbike-Zeitfahren gehört der 58-jährige Solothurner auch diesmal zu den Top-Favoriten. Von Martin Born

Es passierte vor 38 Jahren, bei der Streckenbesichtigung für einen Berglauf am Seelisberg. Heinz Frei glitt aus, stürzte in ein Tobel und blieb liegen. Seither ist er querschnittgelähmt. Für den passionierten Hobbysportler brach eine Welt zusammen. Wie sollte er leben ohne die Bewegung, ohne die sportliche Herausforderung? Er fand einen Weg und wurde Profisportler und zur Ikone einer Bewegung: Auch dank ihm fand der Behindertensport weltweit Anerkennung. Am kommenden Mittwoch greift der 58-jährige Solothurner im Zeitfahren der Handbiker nach seiner 27. paralympischen Medaille.

Heinz Frei, in Rio bestreiten Sie Ihre 15. Paralympics. Erinnern Sie sich noch an Ihre ersten vor 32 Jahren?

Sie hätten gleich nach den Olympischen Spielen in Los Angeles durchgeführt werden sollen, doch die Veranstalter befürchteten, dass Behindertenspiele dem Ruf von Olympia schaden könnten. Eine Stadt in Illinois wollte einspringen, doch dies scheiterte an einem drohenden Defizit von 100 000 Dollar. Also ging man nach Stoke Mandeville, wo die International Stoke Mandeville Games für Querschnittgelähmte eine gewisse Tradition hatten und eine Art WM waren. Es war eine Wald-und-Wiesen-Veranstaltung in einem Dorf mit 6000 Einwohnern, mit der Besonderheit, dass Prinz Charles uns begrüßte und eine Ansprache hielt. Die Leichtathletikbahn war irgendwo im Feld, auf einem Hügelchen bauten sie eine kleine Tribüne, und zur Feier der Spiele wurde diese neu gestrichen.

Dort fand auch erstmals ein Rollstuhlmarathon statt.

Es war der erste bei den Paralympics. Wir hatten es schon zuvor geschafft, bei einigen Marathons integriert zu sein. 1975 forderte ein amerikanischer Rollstuhlfahrer namens Bob Hall in Boston erstmals eine Startgenehmigung für einen Marathon ein und durfte antreten. Er fand Nachahmer, und wir begannen uns zu etablieren. 1980 bewegte ich mich erstmals in einem Rennrollstuhl Marke Eigenbau und bestritt erste kleine Rennen. 1983 fuhr ich in Aarau und in Biel meine ersten Marathons im Feld der Läufer. In Aarau standen Helfer bereit, die uns eine Treppe hinauf- und wieder hinuntertrugen. In Biel führte die Strecke zum Teil

über Naturstrassen. Es regnete, und wir waren verdreckt. Die Läufer respektierten uns und stiessen uns auch mal eine Steigung hinauf, wenn wir allzu sehr knorzten. Zum Dank überholten wir sie dann in der Abfahrt.

Wie schnell waren Sie?

Nach dreieinviertel Stunden war ich am Ziel. Ein Jahr später durften wir beim Zürich-Marathon starten – zusammen mit den Läufern. Und da passierte es, dass ich als Erster ans Ziel kam, fünf Minuten vor dem ersten Läufer. Das überforderte die Organisatoren. Sie feierten mich und hängten mir den Lorbeerkrantz um. Mir war es unwohl, und ich musste eingreifen: «Dieser Lorbeer und das Preisgeld gehören nicht mir, sondern dem schnellsten Läufer. Schliesslich musste der laufen und konnte nicht fahren. Aber vielleicht überlegt ihr euch, ob ihr im nächsten Jahr nicht auch ein Preislein für uns habt.» Damit kamen wir Rollstuhlfahrer ins Bewusstsein der Öffentlichkeit, sogar dem *Blick* war es eine Schlagzeile wert.

Danach entwickelte sich die Sportart rasant. Läufer und Rollstuhlfahrer kamen sich nicht mehr in die Quere.

Wir wurden akzeptiert und konnten bei allen grossen Marathons starten, zehn Minuten vor den Läufern. Wenn ich am Ziel war, konnte ich in aller Ruhe duschen und mir danach das Rennen der Läufer anschauen. Mein Weltrekord aus dem Jahr 1999 in Berlin steht bei 1:20:14...

Wie erlebten Sie die Entwicklung der Paralympics?

Schlecht war eigentlich nur Atlanta: schlechte Unterkunft, miserables Essen, wenig Zuschauer. Entscheidend ist die Mentalität der Veranstalter. Schon Seoul 1988 war wunderbar, mit vielen Leuten in den Stadien, etwas stark organisiert wohl, aber sie machten einen Heidenlärm. Es hatte immer viele Kinder um uns herum, es war ein Riesengekreische. Barcelona 1992 war fantastisch dank den Katalanen, aber auch, weil ich mit 15 Goldmedaillen sehr erfolgreich war. Sydney war ein Höhepunkt, weil es während der Spiele ein Rollstuhl-Demonstrationsrennen im Olympiastadion gab und wir dort spürten, dass wir auch als Werbeträger einen Wert hatten. In Athen erlebten wir die gleichen baulichen Mängel wie die Teilnehmer der Fussgänger-Olympiade. In Peking hat-

ten wir sogar mehr Zuschauer als die Spiele zuvor. London war sensationell. Dort hatten sie den Ehrgeiz, eine zweite Olympiade durchzuführen, und sie gaben Vollgas. Sie betrachteten uns als Athleten und nicht als Behinderte. Der Marathon auf der Olympiastrecke war genial mit all den technisch schwierigen Passagen in der Innenstadt.

In diesem Marathon blieben Sie ohne Medaille, dafür gewannen Sie das Zeitfahren mit dem Handbike. Und das mit 54 Jahren.

Nach den Paralympics in Athen, wo ich erstmals ganz ohne Medaille geblieben war, glaubte ich, dass dies die letzten seien. Ich war 46 und empfand das als normal. Als ich nach Hause kam, kaufte ich mir ein Handbike mit dem Hintergedanken, weiterhin etwas für meine Fitness zu tun, als eine Art sportliche Altersvorsorge. Mit fünfzig oder sechzig wollte ich mir die Kauerhaltung im Rollstuhl nicht mehr zumuten und nicht mehr nur noch Dolendeckel und Grasbüschel sehen. Ich freute mich darauf, auch

«Es hatte immer viele Kinder um uns herum, es war ein Riesengekreische.»

mal die Landschaft zu geniessen, durch die ich fuhr, Velotouren zu machen. Und auch Berge hinauffahren zu können.

Sie blieben nicht lange Gesundheitssportler?

Schon bald fuhr ich Rennen, und 2006 erhielt ich ein Aufgebot für die WM in Aigle. Im Zeitfahren gewann ich Bronze, und so wurde ich in meinem dritten Frühling halt noch Handbiker. Mit weniger Rohkraft als andere, aber einer Technik à la Armstrong mit hoher Kadenz. Heute hat das Handbike den Rollstuhl als wichtigstes Sportgerät im Ausdauerbereich des Breitensports abgelöst. Handbiken ist leichter zu erlernen, zumindest für jene, die früher einmal Velo gefahren sind: Sie können gleich loslegen. Die Rollstuhlfahrer sind eine Elitetruppe, die es genießt, in vollen Stadien oder bei Marathons Rennen zu fahren und auf Rekordjagd zu gehen. Da gibt es Profis, und das Niveau an der Spitze ist hoch. Aber sie werden nicht mehr gepusht von der Masse.

Wie erklären Sie sich, dass Sie in Ihrem Alter noch immer Spitzenleistungen erbringen können? Und können Sie abschätzen, wie viel Sie an Leistungsvermögen verloren haben?

Die Laktatstufentests ergeben gute Vergleichswerte. Ich stelle fest, dass ich mein Niveau noch immer ziemlich gut halten kann, auch wenn ich nicht mehr die Spitzenwerte meiner besten Zeiten erreiche. Vielleicht habe ich während meiner besten Jahre nicht alles aus mir herausgeholt, weil ich zu



«Manchmal braucht es aber auch einen Schutzengel»: Paralympics-Star Frei.

überlegen war. Wichtig ist aber auch: Ich war nie verletzt, konnte immer aufbauend trainieren, musste nie grosse Pausen machen, auch im Winter nicht, wenn ich auf den Langlaufschlitten umstieg, und blieb immer auf einem hohen Stand, auf dem ich aufbauen konnte.

Ist das Risiko, sich zu verletzen, bei einer Querschnittlähmung grösser?

Wenn man einen Teil des Körpers nicht spürt, wenn dieser keine Schmerzsignale mehr aussendet, muss man sich viel genauer beobachten, damit man reagieren kann, bevor es ein Problem gibt. Wichtig sind Vorsichtsmassnahmen: nicht aus dem Rollstuhl fallen, die richtigen Kissen verwenden, im Winter die Kälte nicht unterschätzen, diszipliniert sein. Manchmal braucht es aber auch einen Schutzengel, wie letztes Jahr bei der WM in Nottwil, als ich mit Tempo 82 in einer Abfahrt stürzte.

Verdanken Sie eigentlich den Umstand, dass Sie Leistungssportler wurden, Ihrem Unfall?

Ich wäre wohl passionierter Hobbysportler geblieben. Ich fuhr Velo, bestritt Bergläufe, war im Turnverein, machte Mehrkämpfe. Man attestierte mir ein gewisses Talent, aber ich reizte meine Möglichkeiten nie aus. Ich machte meine Lehre, was meine Eltern auch

von mir erwarteten, ich wollte für meine soziale Zukunft sorgen. Doch weil ich beim Unfall erst zwanzig war, kam es nicht dazu, und alles war anders in meinem Leben. Ich fiel in ein tiefes Loch, weil ich mir vorstellte, dass ich nie mehr würde Sport treiben können: Was würde ich tun, wenn ich nicht aus mir herauskommen, nicht schwitzen könnte? Doch dann eröffneten sich mir neue Welten. Schon in der Rehabilitation konnte ich Tischtennis spielen, mit dem Bogen schiessen oder etwas im Rollstuhl unternehmen. Ich war wohl der Einzige, der damals in Basel mit dem Rollstuhl und seiner Therapeutin zum Flughafen herausrollte und nicht mit dem Taxi zurückfahren wollte.

Gibt es dennoch Momente, in denen Sie der verlorenen Beweglichkeit nachtrauern?

Die gibt es. Ich habe Bilder vor mir, wie ich einen Sandstrand entlanglaufe, wie ich Ski fahre oder mit den Lauflatten einen Berg hinauffrenne. Solche Vorstellungen holen dich ein. Doch dann sage ich mir: «Du hast vollwertigen Ersatz gefunden.» Ich erlebe im Rennen den Kampf Mann gegen Mann, ich spüre den Stolz, wenn ich mit dem Handbike einen Hoger bezwinde. Mit etwas Kraft und Ausdauer generierte ich entscheidend mehr Lebensqualität – eine Selbständigkeit

und Zufriedenheit, wie sie nicht selbstverständlich sind. Ich habe entdeckt, was ich mit meinen Händen alles anpacken kann. Das ist auch meine Botschaft an all jene, die in die gleiche Situation gekommen sind wie ich damals vor 38 Jahren und die ich in Nottwil sportlich betreue. Wenn du befürchten musst, in deinem Körper gefangen zu bleiben, und du plötzlich eine Möglichkeit entdeckst, etwas zu bewegen, dann musst du Vollgas geben.

In Rio werden Sie den Titel im Zeitfahren verteidigen. Wird dies der krönende Abschluss Ihrer Karriere?

In meinem Alter muss ich damit rechnen, dass ich diesen krönenden Abschluss bereits verpasst habe. Deshalb kümmert mich das nicht gross. Und ich gehe auch nicht mit der Absicht nach Rio, um am Schluss sagen zu können: «So, Leute, das war's.» Ich weiss: Ich werde daran gemessen, was ich bisher erreicht habe, und da musste ich mich schon fragen, ob es noch realistisch ist, mich der Herausforderung zu stellen. Doch ich bin gut vorbereitet, habe auch ein Zeitfahren im Weltcup gewonnen und zähle zum erweiterten Favoritenkreis. Ich kann gelassen an den Start gehen – mit der Gewissheit, dass ich das Potenzial habe, die andern zu überraschen. Das Feuer in mir brennt noch immer. ○

Top 10

Knorr's Liste

1	Wiener-Dog Regie: Todd Solondz	★★★★☆
2	Fuocomare Regie: Gianfranco Rosi	★★★★☆
3	Demolition Regie: Jean-Marc Vallée	★★★★☆
4	Vor der Morgenröte Regie: Maria Schrader	★★★★☆
5	Jason Bourne Regie: Paul Greengrass	★★★★☆
6	Toni Erdmann Regie: Maren Ade	★★★★☆
7	El Olivo Regie: Icíar Bolaín	★★★☆☆
8	Captain Fantastic Regie: Matt Ross	★★★☆☆
9	Un homme à la hauteur Regie: Laurent Tirard	★★☆☆☆
10	Ben-Hur Regie: Timur Bekmambetow	★★☆☆☆

Kinozuschauer

1 (-)	Now You See Me 2 Regie: Jon Chu	28 850
2 (1)	Suicide Squad (3-D) Regie: David Ayer	23 067
3 (5)	The Secret Life of Pets (3-D) Regie: Christ Renaud/Yarrow Cheney	16 357
4 (-)	Mike & Dave Need Wedding ... Regie: Jake Szymanski	15 163
5 (-)	Ben-Hur Regie: Timur Bekmambetow	12 174
6 (2)	Jason Bourne Regie: Paul Greengrass	9686
7 (8)	Pete's Dragon Regie: David Lowery	8045
8 (4)	Mechanic 2: Resurrection Regie: Dennis Gansel	7087
9 (3)	Mother's Day Regie: Garry Marshall	7057
10 (-)	Ice Age: Collision Course (3-D) Regie: Mike Thurmeier, Galen T. Chu	4263

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Gods of Egypt (Ascot Elite)
2 (1)	The Jungle Book (Disney)
3 (3)	The Huntsman & The Ice Queen (Universal)
4 (2)	Allegiant – Die Bestimmung (1) (Ascot)
5 (4)	Batman vs. Superman (Warner)
6 (-)	Der geilste Tag (Warner)
7 (5)	Zoomania (Disney)
8 (6)	The Choice (Impuls)
9 (-)	Der grosse Sommer (Impuls)
10 (10)	Downton Abbey, Staffel 6 (Universal)

Quelle: Media Control



Bedarf nach Rettung: Tom (Michael Fassbender), Isabel (Alicia Vikander).

Kino

Liebe am Rande der Klippe

«The Light Between Oceans» ist ein fulminantes, hochkarätig besetztes Melodram – grosses, intelligentes Gefühlskino.

Von Wolfram Knorr

Die Menschen des Melodrams kommen weder mit sich klar noch miteinander, verlieren im götterleeren Himmel die Orientierung und treiben mit ihren besten Möglichkeiten elenden Missbrauch. Der Bedarf nach Rettung ist also riesig, weshalb das Schicksal eingreifen muss, um der Menschen Weh und Ach halbwegs zu kurieren. Es ist der tiefe Riss zwischen Freiheit und Abhängigkeit, der sie straucheln lässt; und ohne Opfer gibt es keine Heilung, ohne Schauder keine Reue, und die weichgespülte Tragödie Melodram wird zum mächtigen Traumgespinnst, das auf der Leinwand seine Bildmacht, seine monumentale Magie entfaltet und die Gefühle so zum Glühen bringt, dass die Bilder sich daran entzünden.

Es verwundert also nicht, dass Hollywood nach M. L. Stedmans Bestseller «The Light Between Oceans» griff, der auf der Matrix des Melodrams sein schier unlösbares Moral-Dilemma emotional zum Lodern bringt. 1918 kehrt Tom Sherbourne (Michael Fassbender), traumatisiert vom Krieg, nach Australien zurück und bewirbt sich als Leuchtturmwärter auf der Insel Janus Rock, weit draussen vor der westaustralischen Küste. Sein inneres Feuer ist erloschen, er sucht nur noch radikale Einsamkeit. Bei einem Ausflug aufs Festland lernt er Isabel Graysmark (Alicia Vikander)

kennen, die sich von dem Mann angezogen fühlt, als ahnte sie, dass tief in seiner verbrannten Seele noch ein wenig Glut glimmt, die es zu entfachen gilt. Bald entzündet ihn ihre Liebesloderflammen, und nach der Hochzeit ziehen sie auf die Insel. Doch der Traum familiären Glücks erfüllt sich nicht: Isabel erleidet mehrere Fehlgeburten.

Magische Kraft

Bis sie eines Morgens ein gestrandetes Ruderboot entdecken, mit der Leiche eines Mannes und einem noch lebenden Baby. Isabel sieht darin sofort eine Schicksalsfügung – ein Geschenk –, das Baby als ihr eigenes anzunehmen. Tom dagegen fühlt sich verpflichtet, die Küstenwache zu informieren. Isabel, die das Baby Lucy nennt, wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen, geht einfach davon aus, dass die leibliche Mutter verstorben ist. Sie sieht sich als Mutter und nötigt Tom unter Tränen schliesslich, gegen seine Skepsis, auf die Meldung zu verzichten. Er entsorgt die Leiche, das Boot und entfernt sogar die Grabkreuze der Totgeburten. Mit der Aneignung des fremden Kindes ist es vorhersehbar, dass die Lüge der Sherbournes nicht unentdeckt bleibt. Jahre später kommt es tatsächlich zur Konfrontation mit der leiblichen Mutter Hannah Roennfeldt (Rachel Weisz). Sie hat die Suche nach

ihrem Kind nie aufgegeben und lässt Toms schlechtes Gewissen ausbrechen wie ein Beben.

Autorin Stedman zieht alle Register, und Regisseur Derek Cianfrance («The Place Beyond the Pines») findet die optische Umsetzung dazu – von der unendlichen Tiefe des Meers über die Lichter des Leuchtturms, die sich durch die Dunkelheit fräsen, die raue Landschaft mit den heulenden Winden bis zu den dunklen Sehnsuchtsaugen Isabels und Toms Verdrängungsqualen. Das hat magische Kraft. Mag sein, dass manches wie am Reissbrett entworfen wirkt: der Name der Insel Janus (doppelgesichtig) etwa wie auch der einsame Leuchtturm, der Licht und Orientierung ins Dunkel anderer Menschen bringen soll und den Wärter Tom selbst ins Dunkel stürzen lässt, aus dem er fast nicht mehr herausfindet, nicht zu reden von Isabel, die im gestrandeten Kind eine Schicksalsfügung sieht. Sie entscheidet sich fürs freie Handeln, jenseits moralischer Werte; er sieht Freiheit im Nutzen der Allgemeinheit. Ihre Liebe bewegt sich am Rande einer Klippe.

Isabel oder Hannah?

Dramaturgisch ist das prima ineinander verwoben, psychologisch plausibel. Tom wird durch die Liebe zu Isabel ins Leben zurückgeholt, was ihn anfällig macht, ihr nachzugeben, jenseits aller moralischen Bedenken. Isabels animalischer Wille, im Kind ein eigenes zu sehen, ist vor dem Hintergrund ihrer Fehlgeburten und der radikalen Freiheit auf der Insel ebenfalls nachvollziehbar, nicht weniger die Suche der leiblichen Mutter nach ihrem Kind. Das Aufeinanderprallen der Blickwinkel macht den Suspense aus. Es gibt Momente, in denen die Blicke von Isabel, Hannah und Tom ihre grösste imaginative Kraft entfalten, wenn das moralische Dilemma diese durchdringt. Wer hat recht? Isabel oder Hannah? Das gibt «The Light Between Oceans» eine suggestiv-beunruhigende Kraft. ★★★★★☆

Fragen Sie Knorr

Der neue «Ben Hur»-Film habe über 100 Millionen Dollar gekostet, hört man. Und er habe das Zeug zum Riesenflop. Stimmt es, dass die Stummfilmversion noch teurer war? C. K., per E-Mail

Nein. Sie kostete 3,9 Mio. Dollar, das wären heute etwa 50 Mio. Dollar. Aber für einen Film mit Entstehungsjahr 1925 war das trotzdem enorm, die Kosten lagen letztlich höher. Im Jahre 1921 zahlte die Produktionsfirma, die Classic Cinematograph Corporation, an Lew Wallace, den Autor der Romanvorlage, für



Weitere Premieren

Sing Street — Conor (Ferdia Walsh-Peelo) hat Probleme: Die Eltern schicken ihn auf eine billige Privatschule, um Geld zu sparen. Dort wird er verprügelt und drangsaliert. Trost findet er bei schrägen Typen, und verknallt ist er in die schöne Raphina (Lucy Boynton). Die will Model werden, und Conor und seine Kumpels wollen eine Band gründen und gleich mal einen Clip mit Raphina drehen. John Carney, spezialisiert auf schmissige Musikfilme («Once»), kehrt in seine irische Heimat zurück und erzählt mit furiosem Witz eine Coming-of-Age-Story aus den achtziger Jahren über Träume und Selbstfindung. Er macht das so herrlich ausgelassen, frech und liebenswert, dass es ansteckend wirkt. Ein Film, nach dem man hochvergnügt das Kino verlässt. ★★★★★☆



Furioser Witz: «Sing Street».

Médecin de campagne — Jean-Pierre (François Cluzet) ist Landarzt mit Leib und Seele, bis ein Hirntumor bei ihm diagnostiziert und ihm deshalb nahegelegt wird, eine Stellvertretung zu engagieren. Die erscheint in Gestalt der charmannten Nathalie (Marianne Denicourt). Thomas Lilti bettet mit beiläufiger Eleganz eine dezente Lovestory in ein realistisches Bild vom Land. Der erste Film, der die Landarzt-Problematik zur Sprache bringt. ★★★★★☆

die Filmrechte 600 000 Dollar! Das Wagenrennen verschliss mehrere Pferde. Damals war der Tierschutz noch nicht ausgeprägt. Die Angaben dazu schwanken; mal war von vier, mal von fünf toten Pferden die Rede. Ausserdem, heisst es, habe die Zahl der Kameras zu einer Erhöhung der Kosten geführt: 48 Kameras wurden für die Seeschlacht eingesetzt, 42 fürs Wagenrennen. An einem einzigen Tag wurden 16154 Meter Film gekurbelt. Im neuen «Ben Hur» macht alles der Computer.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Who's Afraid of Big Band Monk?

Von Peter Rüedi

Es gibt Kunst, der in der Verklärung zum Klassiker die Zähne gezogen werden. Und welche, bei der der alte Biss, die Kühnheit, die Frische des Anfangs noch immer zu spüren sind, wie sehr sonst die Zeit den Gestus des Rebellischen der frühen Jahre ins Kanonische entschärft hat. Thelonious Monk, der grosse Einzelgänger des modernen Jazzpianos, gehört zur zweiten Kategorie. Seine sperrige, erratische Klavierkunst war dem Schweigen abgetrotzt (ganz ohne Koketterie!), dem leeren Raum, jeder Einfall so konzentriert und verdichtet, dass er als pure Essenz die verwinkelten Prozesse ahnen liess, die zu ihm geführt hatten. Monk, das war «Straight, No Chaser», wie eines seiner Stücke programmatisch hiess, der klare, harte Schnaps ohne das spülende Bier hinterher. So ist Monk im Big-Band-Format gleichzeitig Paradox und logische Konsequenz. Wie sehr er ein enigmatischer Solipsist war, ein ganz und gar Einziger und Einzelner (so sehr, dass er nur sehr bedingt einer Stilrichtung zuzuordnen war), so sehr schrien seine Kompositionen wie eine ungesättigte chemische Verbindung nach Erweiterung. Es ist kein Zufall, dass er in seinen Combos allemal besonders flüssige, schnellfingrige Saxofonisten bevorzugte wie Johnny Griffin oder Charlie Rouse; und dass es in seinem Œuvre ein paar wenige Versuche im grösseren Verband gab, hatte auch seine Logik. Der erste, ein Tentett für einen Auftritt in der New Yorker «Town Hall» 1959, war der glücklichste; die Arrangements, die, wie «Little Rootie Tootie», ganze Klaviersoli von Monk zu einem furiosen Tutti orchestrierten, schrieb mit grosser Einfühlung Hall Overton. So hat das Album «Monk'estra» des Westküsten-Arrangeurs und Pianisten John Beasley, eine geradezu bestürzend explosive Monk-Umsetzung mit einem überwiegend jungen Fünfeinmann-Orchester, seine Vorgeschichte. Beasley ist ein filigraner Arrangeur, sein «Rootie Tootie» hat nicht die Wucht desjenigen von Overton. Dafür findet er in «Epistrophe» oder «Ask Me Now» Zwischen- und Obertöne, die dennoch nicht wie ein Verrat an der Lapidarität des grossen Schweigers wirken. Beasleys Musik ist ein Hammer, aber ein fein ziselierter.



John Beasley presents:
Monk'estra Vol. 1.
Mack Avenue MAC 1113



Jürg Ramspeck, Karin Lanz, Filippo Leutenegger.



Sepp Blatter, Roger Köppel, Christoph Blocher.



Begrüssung von Weltwoche-Chef Köppel im Zürcher Restaurant «Terrasse».

Namen

Einzigartige Meinungsvielfalt

Das Sommerfest der *Weltwoche* mit hochkarätigen Gästen.
 Von Hildegard Schwaninger und David Biedert (Bilder)

Eine solche Meinungsvielfalt pro Quadratmeter Bodenfläche ist einzigartig», stellte Roger Köppel nicht ohne Stolz fest, als er im «Terrasse» auf die Gästeschar blickte, die seiner Einladung zum 4. Sommerfest der *Weltwoche* gefolgt war. «Wir sind eine autonome Republik des freien Denkens», befeuerte er seine Gäste. Und: «An diesem Fest dürfen Sie sagen, was Sie wollen.» Der Herausgeber und Chefredaktor der *Weltwoche* sagte, was er mit seiner Zeitung will: «Echte Meinungsvielfalt, Offenheit, Ehrlichkeit.» Und: «Man mutet den Leuten, über die man schreibt, die Wahrheit zu.» Die *Weltwoche*, so Köppel, sei schon bei ihrer Gründung 1933 «widerspenstig, ein Stachel im Fleisch» gewesen. Sein Team sei «eine internationale Elitetruppe hochmotivierter und bestausgebildeter Journalisten»; da fühlten sich die anwesenden Redaktoren und Mitarbeiter mega gebauchpinselt. Dann dankte er seiner Frau Tien, die ihm drei Kinder geschenkt hat und die «in der Firma mit-

arbeitet», und schliesslich – sehr, sehr wichtig – den Lesern, «die ich leider nicht alle einladen konnte – es werden immer mehr».

So hochmotiviert durch Köppels Rede, stürzten sich alle in das ungezwungene Fest. Prosecco und Wein, von den «Terrasse»-Mitarbeitern grosszügig ausgeschenkt, befeuert die Zungen. Es waren viele wichtige Leute da. Köppel hatte seine Rede auf Hochdeutsch gehalten («Hat nichts mit der Zuwanderungsinitiative zu tun»), weil einige Gäste aus Deutschland angereist waren: Helmut Markwort, der Medienmogul und *Focus*-Mitherausgeber, mit Lebensgefährtin Patricia Riekel, bis vor zwei Monaten Chefredaktorin der *Bunten*, heute Herausgeberin im Burda-Verlag, und Buchautor und Publizist Matthias Matussek.

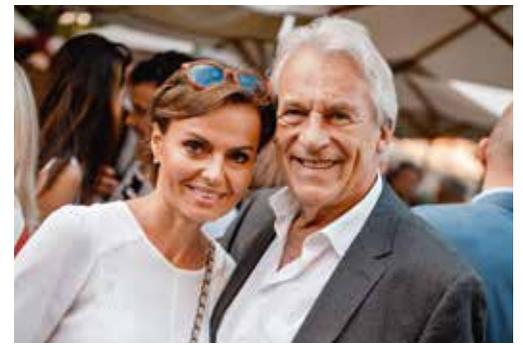
Filmproduzent Arthur Cohn war extra aus London angereist, wo er einen neuen Film dreht. Er kam «aus Freundschaft zu Roger Köppel», übernachtete in einem Hotel am Flughafen und flog am nächsten Morgen

wieder weg. Ein historischer Moment ereignete sich für Fifa-Eingeweihte. Sepp Blatter und sein schärfster Kritiker, Guido Tognoni, sprachen zum ersten Mal seit dreizehn Jahren miteinander und reichten einander die Hand. Freunde werden sie trotzdem nicht mehr, zwischen dem Walliser und dem Bündner sind die Gräben zu tief, sie benahmen sich einfach wie Gentlemen. Sepp Blatter erschien mit seinem Hagiografen, dem Journalisten Thomas Renggli; der ehemalige Fifa-Sprecher Walter De Gregorio mit der aufregendsten Blondine des Abends. War interessant, zu beobachten, wie alle Männer versuchten, mit der unbekanntenen Schönen ins Gespräch zu kommen.

Das politische Spektrum der Anwesenden war breit. SP-Frau Chantal Galladé sass mit Parteikollege und Ex-Liebhaber Daniel Jositsch spätnachts noch an einem Tisch ins Gespräch vertieft, die SVP-Politiker Christoph Blocher, Thomas Matter, Alfred Heer, Christoph Mörgeli, Thomas Aeschi und



Paul Widmer, Kathy Riklin.



Christine und Pepe Lienhard.



Kurt Aeschbacher.



Paola Felix.



Arthur Cohn.



Daniel Jositsch, Chantal Galladé, Beni Thurnheer.



Nubya, Susanna Erb.

Barbara Steinemann waren da, von der FDP sah man Stadtrat Filippo Leutenegger und die Nationalräte Marcel Dobler und Hermann Hess sowie Ständerat Andrea Caroni, von der CVP Köppels Nationalratskollegin Kathy Riklin.

Bestsellerautor Rolf Dobelli («Die Kunst des klaren Denkens»), ein enger Freund Köppels, gab ein Geheimnis preis. Clara Maria Bagus, die «Vom Mann, der auszog, um den Frühling zu suchen» schrieb, ist seine Frau. Sie wählte den Namen ihrer verstorbenen Mutter, um nicht als «Frau von ...» beurteilt zu werden. Das Buch, eine Art Reise-zur-Leichtigkeit-Märchen, vor zwei Wochen erschienen, geht bereits in die zweite Auflage. Dobelli: «Einen so gelungenen Start als Schriftsteller hatte ich

nicht.» Auch die legendären Fernsehmoderatoren Beni Thurnheer und Kurt Aeschbacher, Entertainerin Paola Felix, Comedian Fabian Unteregger, Wettermann Jörg Kachelmann, Banker Raoul Weil und Sängerin Nubya wurden im «Terrasse» gesichtet.

Das Zürcher Establishment war vertreten durch Annina Müller-Bodmer (Fundraising) und George Müller (Cosa Travel), Anwalt und Kunstsammler Peter Nobel sowie René Beyer (Chronometrie Beyer), der als Hobbyimker auf seinem Dach (Bahnhofstrasse) heuer 230 Kilo Honig erntete (letztes Jahr waren es 78), was Karl Lüönd als «einzigartige Wachstumsrate» kommentierte. Lüönd arbeitet an einem Buch über Denner-Gründer Karl Schweri, den Grossvater von Philippe Gaydoul.

Die Musikuntermalung gestaltete nicht wie an früheren *Weltwoche*-Sommerfesten die Band Les Moby Dicks von Rudi Bindella (mischte sich unter die Gäste), sondern Ex-*Weltwoche*-Chefredaktor Jürg Ramspeck mit seiner Jazzformation Easy Listening. Was Pepe Lienhard und seine Frau Christine zum Zuhören und den Chirurgen Cédric George zum Tanzen animierte.

Im Internet

www.schwaningerpost.com
Mehr Bilder des *Weltwoche*-Sommerfests:
www.weltwoche.ch/sommerfest2016

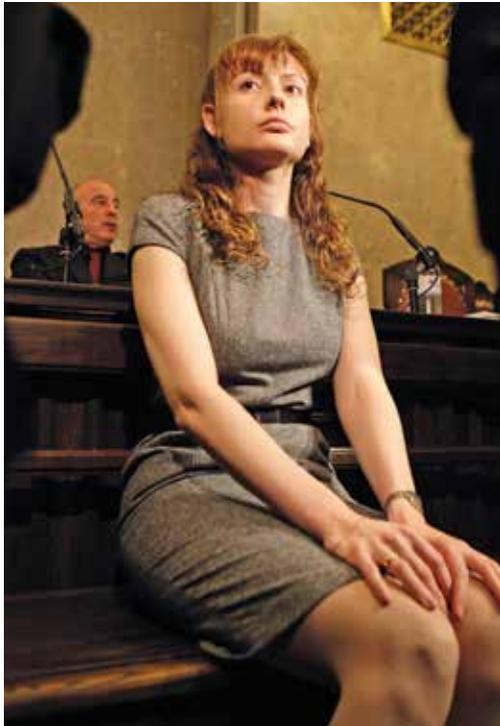
Weltwoche mobile

Holen Sie sich jetzt die Weltwoche online auf Ihr Smartphone. www.weltwoche.ch ist jetzt in einer chicen Mobilversion verfügbar. Mit allen Funktionen wie Login für Abonnenten, Archiv und Vorschauvideo.



Aller guten Dinge...

Die ehemalige Gelateria-Besitzerin Estibaliz Carranza, 36, hat in Haft zum dritten Mal geheiratet. Ihre vorherigen Männer überlebten die Ehe mit der zierlichen Frau nicht.



«Unkontrollierbar»: Mörderin Carranza.

Bestien und Monster: Die Frage, warum ich Holger und Manfred umgebracht habe, ist einfach zu beantworten: weil ich sie sonst nicht aus meinem Leben gebracht hätte. Erst heute ist mir klar, dass mein Handeln krank war. Andere Frauen machen Schluss, ohne dass die Männer in derselben Wohnung bleiben. Heute weiss ich, dass es andere Lösungsansätze für das Problem gegeben hätte. Ich sage auch: Mein eigenes Verhalten hat dazu beigetragen, dass mich meine Männer derart schlecht behandeln konnten. Ich habe aus ihnen Bestien gemacht – und sie aus mir ein Monster.

Kein Vergnügen: Ich hatte schon früher Gewaltfantasien. Mit meinen Männern wurden sie leider unkontrollierbar. Wenn ich vor meinen Verbrechen mit anderen Menschen gesprochen hätte, wären die Taten nicht passiert. Aber ich schaffte es nicht, über meine Ängste, meine Wut und meine schlimmen Gedanken zu reden. Mit niemandem. Am liebsten würde ich mich für diese schrecklichen Fehler selbst richten. Doch das taten in der Zwischenzeit andere. Im Prozess wurde klar, dass man mich für eine eiskalte Mörderin hält. Es nützte nichts mehr, dass im Schlussplädoyer gesagt wurde, dass meine Opfer bei ihrem Tod keine Schmerzen gehabt hatten und nicht leiden mussten, dass mir die Zerstückelung kein Vergnügen

bereitet und ich das Zersägen von Holger und Manfred lediglich als Notwendigkeit gesehen hatte, um ihre Körper entsorgen zu können. Bis zur Unkenntlichkeit zerteilte Menschen kommen nicht gut an bei den Geschworenen – und auch bei niemandem sonst.

Die Entdeckung: Als ich eine Kettensäge kaufen wollte, haben die Männer im Heimwerker-Geschäft gewitzelt. Mir war nicht zum Lachen zumute. Zu Hause schritt ich zur Tat, danach betonierte ich die Körperteile in Wannen ein, die ich zuvor in den Keller geschleppt hatte, der zu meiner Gelateria in Wien gehörte. Sie wurden per Zufall entdeckt, weil ein Nachbar seine Parterre-Wohnung umbaute und im Keller zu tun hatte. Weil ich den Beton zu dünn angerührt hatte, blieben Geruchsemissionen nicht aus. Danach war ich auf der Flucht, lebte bei einem Strassenmusiker. Aber nicht lange. Der Rest ist Geschichte.

Glück und Leid: Das Urteil lautete: lebenslang, plus Auflage. Es ist die härteste in Österreich je ausgesprochene Strafe. Ich verstehe das Urteil nicht: Ich gelte als voll zurechnungsfähig, aber gleichzeitig als hochgradig geistig abnorm. Am Morgen nach der Urteilsverkündung besuchte mich Roland. Er fragte: «Wie war deine Nacht, mein Liebling?» Er hält zu mir und zu unserem Kind. Ich erfuhr von der Schwangerschaft, kurz bevor ich in Haft gelangte. Nachdem ich hinter Gittern Mutter geworden bin, sind meine Gedanken bei jenen Müttern, denen ich auf schreckliche Art und Weise ihre Söhne weggenommen habe. Mein eigenes Kind liebe ich über alles, und ich möchte ihm jeden Schmerz ersparen. Die schlimmste Strafe für mich ist, dass ich meinen kleinen Sohn nicht aufwachsen sehen darf. Er lebt bei meiner Mutter in Spanien. Beide besuchen mich einmal pro Monat.

Hochzeit: Roland hat nicht gezögert, mich zu heiraten, obwohl meine Vergangenheit so schlimm ist. Er liebt mich, er behandelt mich gut. Wäre er nur früher in mein Leben getreten. Die Hochzeit fand im Gefängnis statt, es gab nach der Trauung sogar eine kleine Feier mit Musik und Kuchen. Aber nach einer halben Stunde musste ich zurück in die Zelle. Die Kuschelzelle dürfen mein Mann und ich noch immer nicht besuchen: Es heisst, weil ich gefährlich sei.

Protokoll: Franziska K. Müller

AfD

Von Andreas Thiel —
Alternativlosigkeit für
Deutschland.

Seehofer: Angela, was sagst du nun zu diesem Wahldebakel in Mecklenburg-Vorpommern?

Merkel: Wenn unsere politischen Gegner mit Schlagworten kommen, dann werden wir eben mit Schlagworten antworten.

Seehofer: Wie meinst du das?

Merkel: Wir werden sie mit ihren eigenen Mitteln schlagen!

Seehofer: Und wie geht das?

Merkel: Wir werden ebenfalls eine neue Partei gründen, die Alternativlosigkeit für Deutschland.

Seehofer: Eine Alternativlosigkeit für Deutschland?

Merkel: Die Alternativlosigkeit für Deutschland wird allen zeigen, dass es die Alternative für Deutschland gar nicht gibt. Und was es nicht gibt, das kann auch nicht gewählt werden.

Seehofer: Aber die Wähler wollen Alternativen!

Merkel: Papperlapapp! Die Alternativlosigkeit hat sich für Deutschland bestens bewährt.

Seehofer: Aber gegenwärtig schreien die Wähler geradezu nach Alternativen.

Merkel: Ach was! Gerade zur Gegenwart beispielsweise gibt es gar keine Alternative, solange auch die Vergangenheit alternativlos ist. Und wenn etwas wirklich alternativlos ist, dann ist es ja wohl die Vergangenheit.

Seehofer: Ja, aber hier geht es um Deutschlands Zukunft!

Merkel: Deutschland hat keine Zukunft. Deutschland hat nur eine Vergangenheit und eine Gegenwart. Und weder zur Vergangenheit noch zur Gegenwart wird es je eine Alternative geben. Warum sollte es eine Alternative zur Zukunft geben?

Seehofer: Aber wäre die AfD nicht ein naheliegender Verbündeter für uns? Unser politischer Gegner müsste doch eigentlich die SPD sein.

Merkel: Horst, ich bin jetzt seit über zehn Jahren Vorsitzende der CDU/SPD. Wie kommst du nur auf so absurde Ideen?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Der behände Dicke

Von Peter Ruedi



Nein, mit dem barbarischen Ballermann hat «Cap de Barbaria» nichts zu schaffen. Es ist der Name eines feinen Rotweins und eines ehemaligen Hotels, das die Familie Bernat auf der kleinen Baleareninsel Formentera gekauft hat, indes in Luftlinie unweit des Ballermannstrands in Palma de Mallorca, von wo denn auch die einzige DO der Balearen nicht weit entfernt ist – in Binissalem, der Stadt 25 Kilometer nordöstlich von Palma. Natürlich kam mit dem Massentourismus auch der Wein von den Balearen etwas in Verruf, die Masse killt jede Kultur, so dass wir die schönsten Attraktionen der Welt längst nur noch im Kopf erleben können, von Venedig und Florenz über die Amalfiküste bis zum Matterhorn, und mit den Weinen ist's auch bald zum Heulen, wobei uns da eher der Preis das Glas aus der Hand schlägt als die Masse. Doch bleiben wir bei dieser schönen und noch kaum entdeckten Cuvée aus kleiner Produktion, feinsinnig gebaut aus den indigenen Sorten Monastrell und Fogoneu einerseits und Merlot und Cabernet Sauvignon andererseits. Das hört sich an wie einer dieser Jekami-Allerweltweine, und die ausgewiesenen 14,5 Prozent Alkohol verheissen auch eher eine barbarische Bombe als eine finesenreiche Überraschung. Genau die aber ist dieser Rote aus Formentera, abermals eine Lektion darin, dass Wucht, Süsse, Alkohol relative Grössen sind, wenn sie durch Säure, mineralische und andere Würze und gebändigte Tannine ausbalanciert werden. Wie in diesem Fall, in welchem wir zudem ein paar abgründige Noten (Tabak, Kakao) unter der schwarzen Frucht entdecken und uns am Ende etwas Salz von den Lippen lecken. Schlanker Körper, langer Abgang, gutintegriertes Holz. Ein komplexer Wein mit viel Substanz und Gewicht und ebenso viel tänzerischer Leichtigkeit und Eleganz. Scheint ein Widerspruch zu sein und ist doch keiner. Es gibt nun mal den Typus des behändigen Dickens, von Oliver Hardy bis Charles Laughton und Fats Waller – allesamt erheiternde Beispiele zum Thema Überwindung der Schwerkraft.

Cap de Barbaria Formentera 2010. 14,5%. Boucherville, Zürich. Fr. 40.30. www.boucherville.ch

Lunch für Gewinner (I)

Wo kann man in der Wirtschaftsmetropole Zürich wirklich gut zu Mittag essen? Erstens: bei Heiko Nieder in «The Restaurant». Von David Schnapp



Aussergewöhnlich: «The Restaurant»-Mittagsmenü, Spitzenkoch Nieder.

Lunch is for wimps» (Nur Schwächlinge gehen zum Mittagessen), lautet ein ikonischer Satz von Börsenhai Gordon Gekko aus Oliver Stones Film «Wall Street». Das ist natürlich falsch, wahre Helden nehmen sich Zeit fürs Mittagessen. Der grosse Horst Petermann («Kunststube», Küsnacht) erzählte mir einmal, als er noch täglich in seiner Küche stand, etwas wehmütig von der Zeit, als die Banker um zwölf Uhr zum Lunch kamen und erst, als schon die ersten Gäste zum Abendessen erschienen, das Lokal wieder verliessen. Natürlich hatten die Banker zu dieser Zeit nicht nur gut gegessen, sondern auch teuren Wein getrunken.

Die Kultur des Mittagessens ist leider etwas verlorengegangen. Mit einer kleinen Serie über die besten Orte für einen hochstehenden Lunch in der Wirtschaftsmetropole Zürich plädiere ich deshalb dafür, sich Zeit dafür zu nehmen (und halt abends länger zu arbeiten). Das Ziel ist keine Hitliste, sondern es sind Empfehlungen unter Berücksichtigung von Qualität, Geschmack, Aussicht et cetera.

Erste Empfehlung: das Amuse-Bouche-Menü (Fr. 98.–) von Heiko Nieder im «The Restaurant». Keiner verbindet in der Schweiz avantgardistische Kochkunst mit klassischen Küchentechniken besser als der gebürtige Hamburger, und sein Lunch-Spezialprogramm ist landesweit einzigartig. Die Idee ist, das grosse Tasting-Menü aus zwölf Gängen in kleinen Portio-

nen zusammenzufassen, so dass es zeitlich für ein Mittagessen passt. Mit denselben Produkten und denselben überraschenden Kombinationen kommt man so zu einem aussergewöhnlichen Ess-Erlebnis auf kleinem Raum. Die Reise durch die bunte Produkte- und Aromenwelt Heiko Niders passiert in Dreiklängen, zunächst sommerlicher Hummer mit Mole, Melone und Safran, daneben würzig-ätherisches Kaninchen mit Miso, eingelegten Pilzen und Kräutern und schliesslich leicht gelierte Tomaten mit Gröstl, also einer Kombination aus Kartoffeln und in diesem Fall Schweinefleisch oder -fett in einer knusprigen Konsistenz. Es folgt eine Suppentriologie und dann ein Fisch-Trio: süsslich bis jodig die Auster mit Sumach, ein glasiger, aromatischer Kabeljau und ein gebratener Steinbutt, bei dem Tomatenchips einen präzise gesetzten aromatischen Kontrast hervorrufen. Bei den Fleischminiaturen variieren schliesslich nicht nur die Tiersorten, sondern auch die Zubereitungstechniken: kurz gebraten das Reh, geschmort das Kalb und grilliert das Rind, dessen feine Rauchnoten von Barbecue-Aromen verstärkt werden – ein Lunch für Gewinner.

The Restaurant im Hotel The Dolder Grand, Kurhausstrasse 65, 8032 Zürich, Tel. 044 456 60 00. Sonntags und montags geschlossen

Gourmetfestival «The Epicure»: 14. bis 18. September in The Dolder Grand

Nächste Woche: Sonntag mit Aussicht, im Ecco



Auto

Ein Sommer im Siebner

Die neue Luxuslimousine von BMW ist voller Komfort- und Assistenztechnik. Was taugen die Helfer? Teil 2. Von David Schnapp

Im ersten Teil des automobilen Sommerferienprotokolls (*Weltwoche* Nr. 35/16) ging es darum, wie gut sich der neue BMW Siebner in der Langversion als Familienkutsche eignet (sehr gut). Heute gehen wir der Frage nach, was die umfangreiche Liste von Technik-Innovationen taugt. Denn der Siebner zeigt auch eine der Hauptstossrichtungen im Automobilbau, wo Fahrzeuge entwickelt werden, die eher den Komfort einer Flugreise in der Businessklasse

abbilden und die nichts mehr zu tun haben mit den dunklen Höhlen auf vier Rädern, in denen man bislang häufig in die Ferne fuhr. Für atmosphärischen und fahrerischen Komfort sorgen in unserem BMW 750Li diese Assistenz- und Komfortsysteme (unvollständige Liste):

Ambient Air. Duftbäumchen am Rückspiegel können nicht nur eine Busse zur Folge haben, sondern riechen erst noch unangenehm. Da sind die edlen Düfte, die der Raumparfümierungsanlage im BMW entweichen, sehr viel angenehmer – vor allem, wenn vier Personen über längere Strecken auf engem Raum zusammensitzen. Lustiges aus der Marketingabteilung verströmen zudem die Beschreibungen der Düfte: «Mit seinen frischen und aquatischen Noten verströmt er einen Hauch reiner Wasserperlen im Fahrzeuginnenraum.»

Gestensteuerung. Dass man seinem Auto per Handzeichen wie Tony Stark aka Iron Man Befehle erteilen kann, ist eine gute Idee. Im

BMW 7er erfasst eine Kamera an der Unterseite des Innenrückspiegels Gesten, mit denen die Lautstärke der Musikanlage verändert oder der Blickwinkel der Aussenkameras verschoben werden kann. Allein: Oft erkennt die Kamera die Geste nur verzögert oder auch mal zum falschen Zeitpunkt, wenn man zum Beispiel gestenreich mit den Händen spricht.

Executive Drive Pro. Man kann es weder sehen noch riechen, spürt es aber spätestens in der ersten langen, mit 200 km/h durchfahrenen Autobahnkurve. Da legt sich das grosse Fahrzeug so souverän und stoisch, dass man sich wünscht, die Kurve wäre noch ein paar Kilometer länger. Aus Luftfederung an Vorder- und Hinterachse mit aktiver Rollstabilisierung und einem vorausschauenden System, das den Fahrstil, die Navigationsdaten und die Informationen einer Stereokamera einberechnet, ergibt sich die perfekte Fahrwerkabstimmung in jedem Moment des Wegs.

Executive Lounge. Die Vollendung des Flugzeugreisemoments im neuen Siebner ist diese Option, bei der sich auf Knopfdruck der Beifahrersitz nach vorne schiebt und quasi zusammenfaltet und eine Fussstütze ausfährt, so dass man sich im Fond hinten rechts ausstrecken kann und dabei auf Wunsch erst noch massiert wird. Anders gesagt: Die berühmte Freude am Fahren ist auch in der Horizontalen zu erleben.

BMW 750Li xDrive

Leistung: 448 PS/330 kW, Hubraum: 4395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h

Preis:

Fr. 140 700.–,

Testwagen:

Fr. 207 860.–





«Ich seh's entkrampft»: Sprüngli-Mitnhaber Prenosil, 51.

MvH trifft

Tomas Prenosil

Von Mark van Huisseling — Damit alles bleibt, wie es ist, muss alles ändern, sagt man. Wie sieht's der Chef einer 180-jährigen Familienfirma?

Sie sind Sprüngli-Chef und Leiter der Innovationsgruppen. Was heisst das? – «Ich bin mittlerweile seit einem Vierteljahrhundert bei unserem Familienunternehmen aktiv. Am Anfang war ich Produktionsverantwortlicher, und ich habe damals, getrieben vielleicht von meiner Neugier und Ungeduld, gesagt: «Wir müssen innovieren.» Dann habe ich festgestellt, dass das Spass macht und ich dazu irgendwie das Talent habe. In unserer traditionellen Interpretation von Confiserie- und Kaffeehauskultur ist Innovation ein wichtiger Aspekt. Ich fand, es gebe tolle Chancen. Weil ich es nicht alleine kann und möchte, habe ich Arbeitsgruppen gebildet. Und dann haben wir angefangen, Produkte zu entwickeln.» – «Als Aussenstehender denkt man, auf dem Gebiet sei alles erfunden. Es gebe keine Innovation mehr, sondern es handle sich um Marketing, wenn Sprüngli sagt, sie hätten was Neues ...» – «Wenn Sie es so allgemein betrachten, haben Sie vielleicht recht. Aber wenn Sie die Zukunft betrachten, stehen

unserem Planeten und unserer Gesellschaft weitere fantastische Innovationen bevor. Ich seh's entkrampft: Man muss nicht das Rad neu erfinden, aber man kann bestehende Produkte neu kombinieren, zusammensetzen, aromatisieren. Und zwar dank Beobachtung, Fantasie und Empathie. Das ergibt Innovationen, wie ich sie verstehe.»

Tomas Prenosil, 51, ist CEO und Mitbesitzer der Confiserie Sprüngli, sein drei Jahre älterer Bruder Milan ist Präsident des Verwaltungsrats. Im vergangenen Jahr betrug der Umsatz des Unternehmens mit 900 Mitarbeitern, einem Produktionsbetrieb in Dietikon, vierzehn Verkaufsgeschäften in und um Zürich sowie sieben in weiteren Schweizer Städten – das neueste Geschäft öffnet demnächst im Bongénie-Modehaus in Genf – fast 130 Millionen Franken. Die wichtigsten Umsatzbringer sind die sogenannten Luxemburgerli – eine Art Makronen –, darauf folgen Pralinés und Truffes, andere Confiserieswaren und das Traiteurangebot; Letzteres

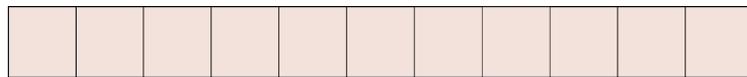
führte Prenosil Anfang der neunziger Jahre ein. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder; der studierte Jurist kam aus der ehemaligen Tschechoslowakei nach Zürich. Tomas und Milan Prenosils Tante Katia Sprüngli war die Frau des vor einigen Jahren verstorbenen Richard Sprüngli, der das Geschäft zwischen 1956 und 1994 als Vertreter der fünften Generation führte. Dieses Gespräch fand statt in Prenosils Büro über dem Café «Sprüngli» am Paradeplatz, das Haus ist seit 1859 im Besitz der Familie.

«Ist Sprüngli ein Lebensmittel- oder ein Lifestyle-Unternehmen?» – «In unseren Verkaufsgeschäften finden unsere Kunden zahlreiche Köstlichkeiten, um sich und andere zu verwöhnen. Wenn man jemandem etwas von Sprüngli schenkt, drückt man damit Wertschätzung aus. Aber auch der Take-away-Bereich mit feinen Sandwiches und Salaten entwickelt sich gut. Auch hier legen wir viel Wert auf einen ausserordentlichen Service. Bei uns geht es immer um Genuss, nicht nur um nackte Verpflegung.» – «Sprüngli gehört Ihnen, Ihrem Bruder und Ihrer Tante – macht es das einfacher oder schwieriger, Dinge zu ändern?» – «Mein Bruder stieg als Marketing-Verantwortlicher in das Unternehmen ein, zwei Jahre später kam ich als Produktionsleiter, wir sind beide Juristen. Wenn wir etwas vorschlugen, mussten wir uns absprechen mit erfahrenen, verdienten Mitarbeitern. Es ging um den Traditionsfaktor, um die Fragen: «Passt das zu uns?», «Sind wir dann noch Sprüngli?», «Wie sieht es in zehn Jahren aus?» oder «Wie reagiert unsere langjährige Kundschaft?» ... Das erzeugt Reibung, und das ist gut. Es darf aber nicht zu viel reiben, sonst wird es zu heiss. Neun Jahre später hat sich ein Wandel vollzogen [er wurde CEO – zuvor gab es keinen Vorsitzenden der Geschäftsleitung – und sein Bruder Präsident], dann konnte ich durchdringender aktiv werden, weil ich nicht mehr viel fragen musste.»

«Weshalb kostet eine kleine Schale Rüeblisalat zum Mitnehmen bei Sprüngli sieben Franken?» – «Die Antwort ist, wie bei der Frage nach dem Preis einer Tasse Kaffee: Man muss sehen, was es alles dazu braucht. Der Preis der Rüeblisalat ist der kleinste Teil. Dazu kommen die Kosten des ganzen Drumherums – des sogenannten Sourcing [Beschaffung], der täglich frischen Zubereitung, des Ladenstandorts, der gutausgebildeten, gepflegten Verkäuferin ... Das ist unser Universum, und das ist etwas wert.» – «Ihre Luxemburgerli, finde ich, sind der Benchmark [Massstab für Vergleich], Ihr Kaffee nicht. Weshalb nicht?» – «Ich bin überzeugt von unserem Kaffee, sonst hätte ich ihn längst gewechselt. Ich finde ihn sehr gut, aber er muss natürlich in erster Linie den Geschmack unserer Kundschaft treffen. Und Genuss ist eine hochemotionale, persönliche Angelegenheit.»

Sein liebstes Restaurant: Bindella, In Gassen 6, Zürich, Tel. 044 221 25 46

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9							10	11		12
13						14		15		16			
17					18								
		19								20			
	21				22		23		24			25	
26					27					28			
	29			30			31			32			
33				34	35					36		37	38
39							40						
				41							42		
43									44				



Lösungswort — Die individuellen Angaben können jeden betreffen.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Amtlich unterbrochene Fortbewegung. 7 Manche sitzen dahinter, andere stehen davor. 10 Konsekutiv betrachtet so gesagt. 13 Dort geht's sportlich zu, Zuschauer inklusive. 14 Hilft in der Küche viel, mit und ohne Stiel. 17 Ein Song nur für dich, also ist es dieser Song. 18 Er passt in der Neuen Welt zu Weihnachten. 19 Hinsichtlich dieser Angelegenheit – in einem Wort. 20 Farbe der Kommunisten – für Trump des Teufels. 21 Kleinstes Mitglied in der Familie der Hirsche. 22 Sie liegen von Frankreich aus jenseits des Atlantiks. 26 Mit und ohne Nackenschutz, Schutz seit alters her. 27 Es bleibt verständlicher Weise oft unverstanden. 28 Kraut- und Rübenareal, zur Wahl stehen auch Blumen. 29 Ein Schwein wohl, aber kein Dreckskerl. 31 Pazifik: Königreich mit 176 Inseln und Atollen. 33 Da ist Abschied angesagt wie anno dazumal. 34 Genau der Sutter, Berner ist er, Fussballer war er. 36 Ein Grossbrand machte aus ihr die Backstein-Stadt in Florida. 39 Die Goldleiste ist einer, sagen tierkundige Briten. 40 Honorieren, doch da muss kein Geld im Spiel sein. 41 Zum liegen bringen? Da lachen die Hühner. 42 Dreifach als Präfix der griechischen Sprache. 43 Er spielte Fussball, ja, tatsächlich mit Seele. 44 Mit ihm beginnt die lange Kette der Verdauung.

Senkrecht — 1 Zeitloses Mass, doch mit dem Morgen vergleichbar. 2 Lautstark wogende Welle ohne Wasser. 3 Eine Gerade, aber weder Passante noch Tangente. 4 Walspeck, bringt Lampen zum Leuchten. 5 Das besondere Merkmal jener Stadt ist hoch und schräg. 6 Resultat beim Häuslebauen im hohen Norden. 7 Der Soldier of Love – es war ihrer. 8 Blau, rund und klein schmeckt sie besonders fein. 9 Die Ansicht kommt einer Vermutung gleich. 10 Zur Wahl steht die Gemeinde im Simmental oder jene am Zürichsee. 11 Er ist oft auf Tournee, aber kein Bühnenstar. 12 Das Ding ist ein Ring, doch kein Schmuckstück. 15 Phasen, manchmal sind es schlicht auch Pausen. 16 Ungebleicht und nicht verdeutscht. 18 Teils ist er heroisch, teils einfach nur glücklich. 21 Liegeplatz der eher schwankenden Art. 23 Am Fusse der Alpen und am Mittelmeer, was will man mehr von einer Stadt? 24 Mit gedachter zweiter Hälfte dann wirklich ein älterer Herr. 25 Der irre Flic mit dem heissen Blick – in Wirklichkeit. 30 Ergibt mit Atlantis keine Insel sondern einen kleinen Vogel. 32 Englische Hafenstadt, wäre mit zusätzlichem g eine Suchmaschine. 33 Das System beschäftigt sich kurz gesagt mit den Alpen. 35 So, so der Anthropophobiker, muss der Platz sein. 37 Die ablehnende Einstellung lässt sich unschwer erkennen. 38 Passend zu Lebkuchengebäck und Sambuca. © Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 482

	I	R	R	T	U	M		N		T	A	H	A	A
E	L	O	A	H		A	M	O	R		P	A	K	T
N	O	N	N	A		R	A	T	E	S	P	I	E	L
N		S	K	I	S	C	H	A	N	Z	E		L	A
S	P	E	E		P		D	R	A	E	N	G	E	N
O			J	U	G	I		U	N	Z	E	I	T	
G	E	R	B	E	R	A		S	L	E	E	P		E
T	E	L	A		B	E	T	T		L	O	H	N	
D	E	F	E	N	S	I	V	E		E	L	L	I	
O	N	L	I	N	E		E	T	I	K	E	T	T	E
C	E	B	E	N	E	N		S	E	R	E	R		
H	A	X	E		N		T	O	L	L		R	A	T

Waagrecht — 1 IRRTUM 7 TAHAA (Insel nordwestl. v. Tahiti) 12 ELOAH (alttest. Bezeichnung) 13 AMOR 16 PAKT 17 NONNA (it. f. Grossmutter) 18 RATESPIEL 20 SKISCHANZE 22 LA (franz. f. die) 23 SPEE (Espe) 25 DRAENGEN 27 JUGI 29 UNZEIT 30 GERBERA 33 SLEEP (engl. f. schlafen) 34 TELA (= Abk.) 35 BETT 37 LOHN 39 DEFENSIVE 41 ELLI 42 ONLINE 43 ETIKETTE 45 EBENEN 46 SERER 47 HAXE (ebenso Programmiersprache) 48 TOLL 49 RAT

Senkrecht — 1 ILO (International Labour Organization) 2 RONSE 3 RANKE 4 THAI 5 MARC 6 NOTAR 8 APPENZELLER 9 HAI 10 AKELEI 11 ATLANTEN 12 ENNS 14 MAHDI 15 RENNAULT 19 SZENE 21 SPUR 24 POETEN 26 GEVOLTER 27 JEANNE (d'Arc) 28 GABI 31 REFLEX 32 BLEIBE 33 STET 36 EVENT 38 HITRA 39 DOCH 40 SENN 41 EKEL 44 ISL (-and)

Lösungswort — **TRANSPARENT**

EMS
WIR DENKEN WEITER
EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



Axpo sagt Danke!

Mit dem Bau der höchstgelegenen und längsten Staumauer der Schweiz steht das Pumpspeicherwerk Limmern kurz vor Abschluss. Wir danken allen Beteiligten, die dieses Jahrhundertprojekt ermöglicht haben – den Mitarbeitenden und Partnerfirmen, dem Kanton Glarus, der Bevölkerung und den Umweltverbänden. Mit ihrem unermüdlichen Einsatz haben sie einen wichtigen Baustein für eine nachhaltige Energiezukunft gesetzt. www.axpo.com